



Modul 10

Märchenhafte Energie

Erlebniswelt Erneuerbare Energien: powerado



Verbundforschungsprojekt:

**Erlebniswelt Erneuerbare Energien:
powerado**

Modul 10: Märchenhafte Energie

Scharp, Michael; Russler, Steffen; Handrick,
Merlin (2008): Märchenhafte Energie – Märchen,
Geschichten und Erzählungen. Ergebnisbericht PME2.
Berlin: Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung.

Forschungsvorhaben im Rahmen der
Richtlinie zur Förderung von Untersuchungen zur
Fortentwicklung der Gesamtstrategie zum weiteren
Ausbau der Erneuerbaren Energien (EE)
Laufzeit: Juli 2005 bis Dezember 2008
Zuwendungsgeber: Bundesministerium für Umwelt,
Naturschutz und Reaktorsicherheit
FKZ: 032 75 40

Kontakt:

Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung gGmbH
Dr. Michael Scharp
Schopenhauerstraße 26
14129 Berlin
m.scharp@izt.de
Tel. 030-80 30 88 14

Design und Layout:

iserundschmidt GmbH, Bonn

Berlin, Dezember 2008



Inhaltsverzeichnis

	Einleitung	4
1	Eulenpost	5
2	Tier in der Erde	7
3	Das geteilte Königreich	9
4	Das Märchen von der heiligen Kuh	11
5	Der Kluge und der verschwenderische Sohn	13
6	Das königliche Bad	17
7	Krach und Königshaus	19
8	Der Scheich, die Prinzessin, der Erfinder und das Solarmobil	22
9	Fluxx und das Feld mit Öl	25
10	Odysseus und der goldene Apfel	27
	Literatur	33

Hinweis

Um die Lehrkräfte bei der Nutzung der Märchen zu unterstützen, wurden noch Begleitmaterialien zu den Märchen geschrieben (vgl. Scharp 2008c und Scharp et al. 2008). In diesen Begleitmaterialien sind auch Vorschläge zur Nutzung der Märchen aufgeführt, die durch das Projektteam und die evaluierenden Lehrkräfte zusammengestellt wurden. Weiterhin wurden die Märchen als txt-Datei auf der Webseite www.izt.de/powerado eingestellt, damit die für den Unterricht ausgewählten Märchen noch nachträglich vom Schriftbild verändert werden können.



Einleitung

Die Märchen, Texte und Erzählungen des Moduls 10 „Märchenhafte Energie“ entstanden im Rahmen des Forschungsprojektes „Erlebniswelt erneuerbare Energien: powerado“. Das Vorhaben wurde vom BMU Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit finanziert. Im Rahmen dieses Projektes sollten vom powerado-Team Materialien für die Kommunikation von erneuerbaren Energien in der Primarstufe bereitgestellt werden (vgl. Scharp 2008a).

Bei den Märchen aus der Serie „Märchenhafte Energie“ handelt es sich um Kunstmärchen, die als Unterrichtsmaterialien für die Jahrgangsstufen 2 bis 6 entwickelt wurden. Der Begriff „Märchen“ ist in einem weiten Sinne zu verstehen, da im Ergebnis sowohl Märchen als auch Geschichten und Erzählungen entstanden sind. Ziel dieser Materialien ist es, insbesondere in den nicht-technischen Fächern wie Deutsch, Ethik, Religion, Kunst etc. Anknüpfungspunkte zu bieten, das Thema erneuerbare Energie im Unterricht aufzugreifen. Die Märchen sind folglich vorrangig für den Einstieg in das Thema gedacht, sie eignen sich jedoch teilweise auch für weitere Lernsettings angefangen von einzelnen Vertretungsstunden bis hin zur Projektwoche. Dieser didaktische Kommentar soll sowohl Orientierung als auch Anregungen für den didaktischen Einsatz der Märchen geben. Sie als Fach- oder Klassenlehrer sind jedoch frei, diese Ihren eigenen institutionellen Bedingungen und der Faktizität der jeweiligen Schulklasse anzupassen.

Die literarische Form der Märchenerzählung (maere = Kunde oder Nachricht) wurde bewusst gewählt, da Märchen sich bei Kindern bis zur 5./6. Jahrgangsstufe großer Beliebtheit erfreuen. Die Evaluation hatte gezeigt, dass viele Lehrerinnen und Lehrer die Textgattung Märchen vor allem mit den gängigen Volksmärchen assoziieren. Bei Volksmärchen handelt es sich um Märchen, die ohne bekannten Autor „aus dem Volksmund“ zumeist mündlich überliefert sind. Die bekannteste Sammlung deut-

scher Volksmärchen erfolgte durch die Gebrüder Grimm („Kinder- und Hausmärchen“ 1812-1815), welche die einzelnen Märchen in späteren Auflagen selbst fortwährend veränderten und den damaligen Lesergewohnheiten anpassten. Im Gegenzug hierzu stellen Kunstmärchen eine schriftstellerische Leistung eines bestimmten Autors dar, welche zwar häufig Stil, Themen und Elementen der klassischen Märchen übernimmt, jedoch oft komplexer, detaillierter und literarisch anspruchsvoller ist, da die Ausgestaltung der Handlungsstränge nicht wie bei den Volksmärchen dem jeweiligen Erzähler überlassen ist, sondern bereits in die Entstehung der Märchen mit einfließt. Bekannte Autoren von Kunstmärchen sind z.B. Wilhelm Hauff oder Hans-Christian Anderson. Kunstmärchen nutzen häufig die Textform der Märchen für z.T. philosophische Botschaften (z.B. „Der kleine Prinz“) und bedienen sich dabei im Gegensatz zu den Volksmärchen auch der Satire oder Ironie. Eine klare Abgrenzung von Märchen zu verwandten Textformen wie Legenden, Fabeln etc. gibt es dabei nicht.

Grundsätzlich eignen sich die entwickelten Märchentexte sowohl zum Selbstlesen als auch zum Vorlesen. Da Märchen klassischerweise mündlich überliefert wurden, bieten insbesondere Märchen vielseitige Interpretations- und Gestaltungsspielräume. Es ist somit Aufgabe des Märchenerzählers, das Märchen spannend und verständlich zu präsentieren. Einen engen Kontakt zu den Zuhörern zu halten, scheint dabei wichtiger zu sein, als den Text im originalen Wortlaut wiederzugeben. Augenkontakt, eigene Ergänzungen oder Rückfragen (in Bezug auf das Wort- oder Textverständnis) oder auch gemeinsame Überlegungen, wie die Geschichte weitergehen könnte (Stopplesen), helfen insbesondere jüngeren Kindern, der Handlung leichter zu folgen. Eine akzentuierte Betonung sowie ggf. verschiedene Stimmen für unterschiedliche Charaktere machen die Erzählung lebendiger. Erfahrungsgemäß funktioniert dieses umso besser, je mehr man mit dem jeweiligen Text selbst vertraut ist.



1 Eulenpost

Von Merlin Handrick

Eines Tages, in einem großen Wald hinter der Stadt, brach helle Aufregung aus unter den Tieren des Waldes. Früher war der Wald ein Ort der Ruhe und Entspannung. Die Vögel zwitscherten ihre fröhlichen Lieder, Erdhörnchen buddelten ihre Löcher, es gab Nahrung für alle im Überfluss. Der grüne Bach sprudelte und versorgte die durstigen Waldbewohner mit köstlichem, sauberem Wasser. Lange hatte man nichts von den Menschen und der angrenzenden Stadt gehört oder gesehen. Allenfalls durchquerte mal eine kleinere Gruppe den Wald für einen Spaziergang.

An jenem Tag jedoch hatte die Eule, die sich stets als Übermittlerin von Nachrichten verstand, den Tieren hinter dem Fluss eine erstaunliche und zugleich erschreckende Beobachtung mitzuteilen. Dazu berief sie eine Versammlung ein, an der alle Waldbewohner teilnehmen sollten. Angefangen bei den kleineren Nagetieren, über Frösche und Echsen, bis hin zu Wildschweinen und Bären, alle waren dabei.

Die versammelten Tiere überlegten, was die Eule ihnen wohl Wichtiges zu sagen hatte. Es war ein solcher Lärm, alle redeten durcheinander, dass die Eule gar nicht wusste, wie sie sich Gehör verschaffen sollte. Da kam ihr eine Idee und sie bat den Bären mit seiner dröhnenden Stimme für Ruhe zu sorgen. Der Bär tat ihr den Gefallen und brüllte so laut, dass der ganze Wald in plötzlichem Schweigen erstarrte.

Da begann die Eule den aufmerksamen Tieren zu berichten, dass auf der anderen Seite des Flusses Menschen mit riesigen Baggern begonnen hatten, den Wald zu zerstören. Auf die Frage, warum die Menschen so etwas täten, erzählte die Eule, was sie gehört hatte.

„Die Menschen“, erklärte sie, „fällen die Bäume. Sie wollen braune Kohle aus der Erde holen. Dafür benutzen sie riesige Bagger und reißen die Erde auf.“

„Aber wozu brauchen sie die Kohle?“, fragte eine aufgeregte Waldmaus.

„Die Kohle wollen sie verbrennen, um Energie zu gewinnen“, fuhr die Eule fort. „In großen Kraftwerken machen sie daraus Strom, den sie für ihre Lampen, Heizungen, Kühlschränke und noch vieles mehr brauchen.“

„Aber es gibt doch genügend andere Formen von Energie in der Natur“, warf der Maulwurf in einer der hinteren Reihen ein. „Wenn ich mich tief genug in die Erde vorgrabe, muss ich im Sommer nicht schwitzen und im Winter nicht frieren. Die Erde ist mein Kühlschrank und meine Heizung.“

„Ja“, ergänzte der Salamander aus der Mitte eifrig, „ich liege oft in der Sonne, um Energie zu tanken. Die Sonne ist also mein Energiespender.“

Plötzlich hörten sie etwas aus dem Fluss kommen. Es war der Biber, der sich verspätet hatte und nun herbeieilte.

„Habe ich da eben etwas von Strom gehört? Darüber kann ich euch so einiges erzählen. Habt ihr schon mal versucht, gegen die Strömung zu schwimmen? Ich kann euch sagen, das fließende Wasser hat unglaublich viel Kraft und Energie!“

„Großartig!“, verkündete die Eule sichtlich erfreut. „Da haben wir ja schon eine ganze Reihe



an Energiequellen, die wir den Menschen ans Herz legen können. Dann brauchen wir nur noch jemanden, der diese Informationen zu den Menschen bringt. Nun, ich schätze, das wird dann meine Aufgabe sein. Schließlich kann ich mich als Vogel leicht vom Wind über den Fluss tragen lassen.

„Ja!“, rief der Maulwurf, „Wenn ich Flügel hätte, würde ich auch die Energie des Windes nutzen.“

Die Tiere stellten sich einen fliegenden Maulwurf vor und lachten. Und so machte sich die Eule auf den Weg, um den Menschen zu erklären, wie man Energie aus der Natur gewinnt.

Es vergingen viele Tage und sogar Wochen, in denen man nichts von der Eule hörte. Die Bewohner des Waldes waren hin- und hergerissen zwischen Neugier und Sorge. Jeden Tag versammelten sie sich am Fluss, um zu schauen, ob die Eule herbei geflogen käme.

Konnte sie die Menschen davon überzeugen, mit der Zerstörung des Waldes aufzuhören? Würden sie ihr überhaupt Beachtung schenken? Oder sollte ihr gar etwas zugestoßen sein? Und dann, an einem besonders sonnigen Morgen lief der Bär brüllend durch den Wald. Auf seinem Rücken sitzend verkündete ein Eichhörnchen lautstark, die Eule sei zurückgekehrt und alle Waldbewohner seien angehalten, sich vor dem Fluss zu versammeln. Dort sollten sie erfahren, was die Eule bei den Menschen erreicht hatte.

Nachdem alle eingetroffen waren, begann die Eule ihre Rede.

„Nun, es war nicht unbedingt leicht, die Menschen von unseren Ideen zu überzeugen. Doch durch meine Überredenskünste haben sie sich schließlich dazu bereit erklärt, über unsere Vorschläge nachzudenken. Es hat lange gedauert, aber was dabei herausgekommen ist, ist erstaunlich: Die Menschen haben nun Windräder gebaut, mit deren Hilfe sie die Windenergie nutzen können. Und sie haben glänzende Platten auf den Dächern angebracht, die sie Solaranlagen nennen. So können sie allein mit Hilfe der Sonnenstrahlung ihre Häuser mit Strom versorgen. Und warmes Wasser stellen sie auch mit den Solaranlagen her.“

„Und was ist mit dem Wasser? Können sie daraus auch Energie erzeugen?“, fragte der Biber neugierig.

Die Eule erwiderte sogleich: „Auch dies haben die Menschen bedacht. So werden sie in Kürze Wasserräder am Fluss bauen und die Wasserräder treiben Maschinen an, die dann Strom erzeugen.“

Die Waldbewohner waren übergelukkig, nun hatten sie den Menschen Wege gezeigt, wie man aus Sonne, Wasser und Wind Energie macht. Die Menschen konnten nun aufhören, nach der Braunkohle zu buddeln und die Bäume abzuholzen. Stattdessen konnten sie umweltfreundliche Energie verwenden, sodass der Wald erhalten bleibt in seiner ganzen Schönheit und den Tieren ein sicheres zu Hause gibt.

2 Tief in der Erde

Von Dr. Michel Scharp

Auf einer großen Insel in einem großen Meer lag am Fuße einer langen Kette von Bergen das kleine Dorf Geos. Vor den Bergen und dem Dorfe breitete sich eine weite baumlose Ebene aus. Die Ebene war nicht sehr fruchtbar, denn es war ein kaltes Land. Aber viele Früchte des Feldes wuchsen im Sommer und im Herbst auf den Feldern. Die Kühe, Schafe und Ziegen fanden ausreichend Gras, so dass die Bauern von Geos immer reichhaltig zu essen hatten.

Im Winter wehte ein eisiger Wind über die Ebene und ließ mit klirrender Kälte das Land und das Dorf erstarren. Das gefiel den Bauern ganz und gar nicht, denn sie mussten mehr als vier Monate in ihren Häusern in dicken Wollkleidern ausharren. Es war so kalt, dass sich alle Menschen und alle Tiere in einen Raum drängen mussten, um nicht zu erfrieren.

Andere Dörfer auf anderen Inseln hatten genug Bäume und Sträucher, um die Häuser zu heizen. Aber auf der Insel des Dorfes Geos wuchsen nur wenige Bäume und Sträucher. Deren Holz brauchte man als Brennholz zum Kochen, denn es waren zu wenige, um auch noch die Häuser damit zu heizen.

So ging es jahraus und jahrein, bis es Bauer Hugsä reichte. „Das Vieh stinkt und lärmt. Und all das Ungeziefer in den Wollkleidern. Es juckt und sticht!“, schrie er des Nachts auf einmal. „So kann das nicht weitergehen. Wir müssen uns etwas überlegen, damit wir die Häuser warm bekommen. Die Kühe und Schafe machen zwar auch viel Wärme, aber wir sind doch kein Vieh, das in einem Stall leben muss.“

Nun erhoben sich auch Vitlaus und Faviti, die im gleichen Haus unter einem Dach mit Hugsä lebten. Sie zündeten eine Kerze an, die aus dem Fett der Schweine gemacht worden war, holten sich einen Krug Wasser und setzten sich um den Tisch.

„Muh“, muhte die rot-braune Kuh, „Möh“, blökte eines der Schafe und „Mäh“, meckerte eine junge Ziege. Denn es gefiel ihnen nicht, wenn soviel Unruhe in der Nacht war.

„Wie wäre es, wenn wir einen Teil unserer Äcker mit Weiden bepflanzen? Die wachsen sehr schnell, und dann hätten wir vielleicht genug Holz, um einige Tage im Winter zu heizen“, meinte Vitlaus. „Dann können wir uns im Winter am Feuer erwärmen.“

„Ach, Vitlaus, du weißt doch, dass hier keine Bäume wachsen. Es gibt nur wenig Holz, und das brauchen wir zum Kochen. Wenn wir noch Holz auf den Feldern und Wiesen anpflanzen, dann finden die Kühe und Schafe nicht genug zum Fressen. Und auf den Feldern kann dann kein Heu für den Winter wachsen. Und auch keine Rüben und kein Weizen und kein Kohl“, sagte Hugsä.

Lange saßen sie beisammen und überlegten, aber ihnen fiel nichts ein. Als die Kerze fast abgebrannt war, sagte Hugsä: „Kennt ihr die Geschichte von den Trollen?“

„Meist du die Geschichte vom Troll und der Kuh? Oder die Geschichte vom Troll und dem Schaf?“, antwortete Faviti. „Oder die Geschichte von dem Troll und dem Wald“, ergänzte Vitlaus. „Nein“, sagte Hugsä, „keine von den Geschichten. Ich meine die Geschichte vom Troll und den Zwergen. In der Geschichte fangen die Zwerge einen Troll, damit er für sie eine ganz tiefe Grube in die Erde gräbt. Die Zwerge glaubten, dass tief in der Erde unter ihrem Dorf viel Eisen lag und sie wol-



2. Tief in der Erde

len es ausgraben. Aber sie waren zu schwach dafür, deshalb haben sie einen Troll eingefangen. Der Troll hat gegraben und gegraben. Immer tiefer in die Erde hinein. Er grub solange, bis das ganze Dorf der Zwerge in die Grube gefallen ist. Dann konnte er den Zwergen entkommen.“

„Und was hilft uns das?“ fragte Faviti.

„In der Geschichte heißt es weiter, dass je tiefer der Troll grub, desto wärmer wurde es. Wir müssen nur ein tiefes Loch in die Erde graben und die Wärme aus der Tiefe holen“, antwortet Hugsä.

„Aber wie soll das gehen? Wir können doch die Wärme nicht wie Sand und Erde in Eimer füllen und mit einem Seil hochziehen?“, fragte Vitlaus.

„Es gibt einen Weg“, sprach Hugsä und sein Gesicht glühte vor Begeisterung. Er hob den Krug, nahm einen großen Schluck, schaute seine Freunde an und pustete das Wasser in einen Eimer, der neben dem Tisch stand.

„Was soll das? Warum hast du das Wasser ausgespuckt?“, fragte Vitlaus.

„Ich wollte euch zeigen, dass wir Wasser auch pumpen können. Genauso, wie wir das Wasser aus dem Bach auf die Felder pumpen, können wir auch warmes Wasser aus der Tiefe pumpen“, sagt Hugsä.

„Aber gibt es in der Tiefe warmes Wasser?“, fragte Vitlaus.

„Das ist egal“, sprach Hugsä. „Wenn es warmes Wasser in der Tiefe gibt, dann pumpen wir es hinauf. Und wenn kein warmes Wasser in der Tiefe ist, dann pumpen wir Wasser aus dem Bach hinunter. Dort wird es warm und dann pumpen wir es wieder hinauf. Irgend etwas wird schon gehen.“

So zogen sie am nächsten Tag auf das Feld neben ihren Häusern und fingen an zu graben. Vitlaus und Faviti gruben das Loch und Hugsä zog mit einem Seil die mit Erde gefüllten Eimer aus der Grube. Und je tiefer sie gruben, desto wärmer wurde es. Nach vielen Tagen war die Grube so tief, dass sie den Himmel nur noch als kleinen Fleck über sich erkennen konnten. Die Grube war mindestens fünfzig mal so tief, wie Vitlaus groß war.

Dann verlegten sie ein Rohr, welches von der Oberfläche bis auf den Grund der tiefen Grube reichte. Dort machte das Rohr einen Knick, so dass das Rohr auf der anderen Seite der Grube wieder nach oben an die Oberfläche führte. Die tiefe, tiefe Grube schütteten sie mit Erde zu. In das eine Ende des Rohres pumpten sie Wasser aus dem See. Irgendwann lief das Wasser aus dem anderen Ende des Rohres wieder hinaus. Und siehe da: das herauslaufende Wasser war wärmer als das Wasser, das sie oben hineinlaufen ließen. Es war nicht richtig heiß, aber immerhin war es warm. Sie mussten nur dafür Sorge tragen, dass das Wasser nicht zu schnell durch das Rohr lief.

Und dann legten sie noch zwei weitere Rohre in ihre Häuser, sodass das Wasser aus der Tiefe durch das eine Rohr in das Haus führte und durch das andere Rohr wieder zurück in die Tiefe. Sie umhüllten die Rohre mit Schafwolle, so dass das Wasser auch warm blieb, wenn es von der Grube zu den Häusern floss. In das Rohr bauten sie die Pumpe, die von einem kleinen Wasserrad im Bach angetrieben wurde. Nun hatte sie warmes Wasser in den Häusern, und das warme Wasser in den Rohren wärmte die Häuser.



3 Das geteilte Königreich

Von Steffen Russler

Es war einmal ein König, der hatte zwei Söhne, denen er sein gesamtes Königreich vermachte. Sein ältester Sohn, Aabron, sollte König über die Berge werden, während Arthis, der jüngere, die Täler regieren sollte.

Des Weiteren sollten alle Esel des Landes zwischen den beiden Brüdern aufgeteilt werden. Der eine sollte sämtliche männlichen und der andere alle weiblichen Tiere erhalten.

Nun war es aber so, dass an den Hängen der Berge, die zu dem Königreich des älteren Bruders gehörten, köstlicher Wein wuchs. Im Tal hingegen gab es zahlreiche Wälder, in denen man vortrefflich jagen konnte. So kam es, dass ein jeder der Brüder das Königreich des anderen beneidete und sie schließlich in einen bösen Streit miteinander verfielen.

Aabron gönnte seinem Bruder ebenso wenig den Wein seines Königreiches, wie dieser ihm das Jagen im Wald. Deshalb errichteten sie dort, wo sich die beiden Königreiche berührten, einen hohen Zaun.

Von da an konnte kein Bürger des einen Reiches mehr in das andere reisen und umgekehrt. Das Volk war darüber sehr traurig, denn der Zaun trennte nicht nur das Land. Er trennte auch Freunde und Familien, die nun auf unterschiedlichen Seiten des Zaunes lebten.

So vergingen dreizehn Jahre, ohne dass die beiden Brüder auch nur ein Wort miteinander geredet hätten. Es wären wohl noch weit mehr geworden, wenn es nicht die Esel gegeben hätte, die damals gemäß des Königs Wunsch zwischen den beiden aufgeteilt worden waren.

Die Esel waren nämlich alt und somit zunehmend zu schwach geworden, um den schweren Mühlstein zu drehen. Dieses war jedoch notwendig, um aus Korn feines Mehl zu mahlen. Aus diesem Mehl wiederum konnte dann Brot gebacken werden.

Nachdem es nun keine jungen, kräftigen Esel mehr gab, um den Mühlstein zu drehen, gab es folglich auch kein Mehl und kein Brot mehr. Dem Land drohte nun in beiden Königreichen gleichermaßen eine große Hungersnot.

Da erkannten die Brüder, dass sie das Königreich mit ihrem Streit in große Gefahr gebracht hatten und dass es der Wunsch ihres Vaters gewesen war, dass beide Söhne das Land gemeinsam regieren sollten.

Aabron und Arthis legten daraufhin ihren Streit bei und überlegten nun gemeinsam, wie sie das Königreich vor einer Hungerkatastrophe bewahren konnten.

Der Zufall wollte es, dass zu dieser Zeit ein Wanderer in der Stadt war, der vielerlei Geschichten von seinen Reisen erzählen konnte. In einer dieser Geschichten berichtete er von einem fernen Land, in dem die Mühlsteine vom Wind gedreht werden.

Als die Menschen in der Stadt dieses hörten, waren sie sehr verärgert. Sie glaubten nämlich, dass sich der Fremde über ihre Situation lustig machen wolle. Auch Aabron und Arthis erfuhren von dem Wanderer und befahlen diesen zu sich auf das Schloss.



3. Das geteilte Königreich

Dort erzählte der Wanderer von hohen Mühltürmen, die mit Hilfe großer Segel die Kraft des Windes einfangen konnten, mit dem dann der schwere Mühlstein angetrieben wurde.

Aabron und Arthis hörten aufmerksam zu und ließen den Wanderer sogar Zeichnungen von einer solchen Windmühle anfertigen. Als er geendet hatte, berieten sich die beiden Könige lange über das, was sie gerade gehört hatten.

Schließlich kamen sie darüber überein, zunächst nur einen dieser Mühltürme bauen zu lassen. Auf diese Weise wollten sie prüfen, ob der Fremde die Wahrheit erzählt hatte.

Sogleich wurde nach den Zeichnungen des Wanderers hoch über den Weinhängen von Aabrons Reich eine Windmühle errichtet.

Kaum hatte der Wind die Flügel des großen Windrades ergriffen, da fing dieses an sich zu drehen und mit ihm der schwere Mühlstein im Inneren der Mühle. Da jubelten die Bewohner des gesamten Königsreiches, denn die Hungersnot schien hiermit abgewendet.

Während die Leute in den Bergen noch feierten, wurde im Tal bereits an einer zweiten Windmühle gebaut. Natürlich wollten die Talbewohner nicht jedes Mal, wenn sie ihr Korn mahlen lassen wollten, den weiten Weg zur Mühle hoch oben auf dem Berg auf sich nehmen.

Als auch die zweite Mühle fertig gestellt war, warteten alle Bürger der Stadt gebannt darauf, dass der Wind die Windmühlenflügel in Bewegung versetzte. Doch nichts geschah.

Das Tal war nämlich durch die angrenzenden Berge und Wälder so gut vor dem Wind geschützt, dass dieser nicht kräftig genug wehte, um das Windrad zu drehen. Als die Leute das sahen, wurden sie sehr ärgerlich und fingen an, die Windmühle niederzureißen. Der Mühlurm kippte um und stürzte mit einem lauten Krach in den Fluss. Was staunte aber die Menge, als das Windrad sich plötzlich zu drehen anfing!

Das Wasser des Flusses, welches aus den Bergen kam, nahm auf seinem Weg durch das Tal stetig zu. Umso weiter er in das Tal hinein rauschte, umso schneller floss er. So hatte das Wasser des Flusses geschafft, wozu der Wind im Tal nicht in der Lage war, nämlich das Windrad zu drehen.

Schnell wurde eine neue Mühle gebaut, dieses Mal mit einem Wasserrad anstelle eines Windrades. Die Segel waren durch Schaufeln ersetzt worden, die gerade tief genug ins Wasser reichten, damit der Fluss das gewaltige Schaufelrad antreiben konnte.

Von nun an verfügte das Königreich über zwei Mühlen: einer Windmühle oben auf dem Berg und einer Wassermühle unten im Tal.

Der Zaun, welche die beiden Teile des Königreiches so viele Jahre getrennt hatte, wurde hingegen eingerissen. Stattdessen errichteten die beiden Brüder ein Denkmal in Form eines Esels, welches die Menschen stets an die Folgen erinnern sollte, die ein Streit nach sich ziehen kann. Aabron und Arthis selbst lebten noch viele Jahre und regierten fortan das Land gemeinsam, ohne dass sie sich seitdem je wieder gestritten hätten.



4 Das Märchen von der heiligen Kuh

Von Steffen Russler

Es war einmal ein Europäer, der gerne auf Reisen ging, und so eines Tages auch nach Indien kam. Da er dort fremd war, suchte er nach einem Ortskundigen, der ihn zum Ganges, dem größten Fluss Indiens, führen könne.

Schließlich fand sich ein junger Mann namens Nitin. Dieser war mit einer Kuh unterwegs nach Varanasi und da Varanasi am Ganges liegt, versprach er, den Reisenden aus Europa dorthin mitzunehmen.

Am nächsten Morgen brachen beide sehr früh auf, denn die Reise sollte drei Tage und drei Nächte dauern.

Nitin ging zielstrebig voran. Er drehte sich aber jedes Mal um, wenn die Kuh ihren Schwanz hob und etwas fallen ließ. Dann machte er kehrt, ging zu seiner Kuh und nahm den dicken Kuhfladen vom Boden auf. Diesen wickelte er dann in ein großes Tuch, welches er stets mit sich trug.

Der Europäer wunderte sich sehr über dieses Vorgehen. Auf sein Nachfragen antwortete Nitin jedoch lediglich: „Kühe sind heilig.“

Schon bald ging die Sonne auf und brannte von nun an heiß auf die beiden Wanderer nieder. Schwitzend zogen sie weiter. Nur gelegentlich wurden sie unterbrochen von der Kuh, die ihr Geschäft verrichtete und von Nitin, der seinen Sack weiterhin mit Kuhmist füllte.

Gegen Mittag war es schließlich so heiß geworden, dass sie eine Rast einlegen mussten. Sie suchten nach einem Strauch oder einem Baum, der ihnen ein wenig Schatten zu spenden sollte. Weit und breit fand sich jedoch weder ein Strauch noch ein Baum.

Sie entdeckten lediglich einen Felsvorsprung, der gerade groß genug schien, damit sich zwei erschöpfte Wanderer in seinem Schatten ein wenig erholen konnten. Als sie den Fels erreichten, machte die Kuh jedoch einen großen Schritt nach vorne und ließ sich geradewegs unter dem Felsen nieder.

Für die beiden Wanderer blieb nicht mehr der geringste Platz übrig. Da wurde der Europäer ärgerlich und wollte die Kuh unter dem Fels hervorziehen.

Nitin hielt ihn aber davon ab und sagte: „Kühe sind heilig“.

So konnten die beiden nichts anderes tun, als sich neben dem Felsen niederzulassen und zu warten, dass der Kuh die Lust am Rasten vergehen würde.

Nitin breitete nun sein Tuch vor sich aus und legte die Kuhfladen auf einen großen Stein, wo sie in der heißen Mittagssonne trockneten.

Schließlich, nach einer Weile, stand die Kuh wieder auf, und zu dritt setzten sie ihre Reise fort. Nitin trug nun zwei Pakete mit sich. In dem einen waren die getrockneten Kuhfladen eingewickelt. In dem anderen sammelte er weiterhin den frischen Dung, den die Kuh auf ihrem Weg fallen ließ.

4. Das Märchen von der heiligen Kuh



Der Pfad führte nun zunehmend über Stein und Fels und wurde dabei immer beschwerlicher.

„Mein Freund“, sagte der Europäer schließlich, „wir kämen sicherlich schneller voran, wenn uns die Kuh ein Stückchen tragen würde. Lass mich doch ein wenig auf der Kuh reiten!“

Der Inder aber schüttelte den Kopf und entgegnete: „Kühe sind heilig.“

So zogen sie zu Fuß weiter, die Kuh hinter sich her ziehend, anstatt von ihr getragen zu werden.

Gegen Abend machten sie erneut Rast. Erst jetzt bemerkte der Europäer, dass sie vergessen hatten, etwas zum Essen mit auf die Reise zunehmen, denn er wurde hungrig. Außerdem war die Sonne mittlerweile untergegangen, und so heiß wie es am Tage gewesen war, so kalt wurde es nun in der Nacht.

„Nitin“, sagte der Europäer, „wäre es nicht besser gewesen, etwas zu essen und warme Decken mit einzupacken, als die ganze Zeit den Mist deiner Kuh mit dir herum zu tragen?“

Da lächelte der Inder und schüttelte als Antwort den Kopf. Dann stand er auf, ging zu der Kuh und füllte einen Lehmbecher mit frischer Milch, den der Europäer dankend annahm.

Dann öffnete Nitin sein Tuch mit den getrockneten Kuhfladen, legte einige von ihnen zu einem kleinen Haufen zusammen und zündete sie an. Die getrockneten Fladen fingen sofort an zu brennen und bald entstand ein kleines Lagerfeuer, an dem sich die beiden wärmen konnten.

Die frischen Fladen aus dem anderen Sack legte er so um das Feuer herum, dass sie ebenfalls trocknen konnten, wodurch neues Brennmaterial entstand.

Auf diese Weise brannte das Feuer die ganze Nacht hindurch bis zum Morgengrauen. Noch beim Einschlafen dachte der Europäer, wie gut es doch manchmal sei, bei seinen Reisen von einer heiligen Kuh begleitet zu werden.



5 Der kluge und der verschwenderische Sohn

Von Dr. Michael Scharp

Der alte König Silva hatte zwei Söhne, Nepotor und Pacus. Lange Zeit regierte er weise ein großes Reich, in dem alle Menschen gut lebten und in dem immer Frieden war. Als er starb, vermachte er seinen Söhnen Nepotor und Pacus je die Hälfte seines Reiches.

Nepotor baute sich als erstes einen sehr, sehr großen Palast, denn das kleine Haus seines Vaters war ihm nicht groß genug. Der Palast war so groß wie das größte Dorf in seinem Reich. Der Palast musste so groß sein, damit er dort mit seinen vielen Freunden große Feste feiern konnte. Sein Palast hatte hundert mal hundert Zimmer und zehn mal zehn Türme. Große Fenster in dem Haus ließen viel Licht in das Haus hinein. Und über die offenen Höfe in dem Palast spannten sich große Kuppeln aus Glas.

Im Winter wurde es immer sehr kalt in dem Palast. Deshalb wurde in jedem Zimmer in zwei Kaminen Tag und Nacht ein großes Feuer gemacht. Holz gab es genug in den Ländereien, dachte der Sohn. Deshalb brannten vom späten Sommer bis zum späten Frühjahr Tag und Nacht Feuer in den Kaminen. Und im Sommer brannten in großen Körben aus Eisen ebenfalls Feuer im Garten, um diesen hell zu beleuchten. Sogar die Straßen zu den Dörfern wurden mit Feuern in den Eisenkörben beleuchtet, damit all seine Freunde immer gut den Weg zu seinem großen Haus fanden.

In seinem Garten befanden sich viele Teiche. Und von diesen Teichen wurden im Sommer und im Winter immer vier mit heißem Wasser aufgefüllt. So konnten Nepotor und seine Freunde immer ein heißes Bad nehmen, wenn sie es wollten.

Ganz besonders erfreute sich Nepotor an den Maschinen, die er sich von seinen Handwerkern bauen ließ. Einer seiner klugen Meister war eines Tages auf die Idee gekommen, eine Kutsche mit einer Dampfmaschine auszustatten. In einem Kessel wurde Holz verbrannt und der Kessel erzeugte Dampf. Und mit dem Dampf wurde ein Dampfmotor angetrieben. Und der Dampfmotor trieb die Räder an. Es dauerte immer ein wenig, bis die Dampfkutsche rollte, aber wenn sie sich bewegte, dann war sie nicht aufzuhalten.

Diese Maschinen erfreuten Nepotor so sehr, dass er sich hundert mal hundert von ihnen bauen ließ. All die Dampfkutschen ließ er durch sein Reich fahren, um seine Freunde abzuholen oder nach Hause zu bringen. Oft ließ er sich auch nur durch sein Reich fahren, um seinem Volk zu zeigen, wie erfinderisch er war.

Einige Dampfmaschinen konnten aber noch mehr. In seinen Gärten ließ er Dampfmaschinen bauen, die Wasser ansaugten und es dann mit einem dicken Wasserstrahl in die Luft bliesen. In seinen riesigen Gärten ließ er so viele Wasserpumpen aufbauen, dass ein ganzer Wald von Wasserstrahlen um sein Schloss herum in die Luft schoss. Besonders schön war es im Winter, wenn die Dampfmaschinen nicht Wasser, sondern heißen Dampf in die Luft schießen ließen. Der Dampf legte sich dann auf die Gartenbäume, und diese erstarrten zu richtigen Eisbäumen.

So konnte Nepotor mit hundert mal hundert Freunden Tag und Nacht feiern, und zwar sowohl im Frühjahr, im Sommer, im Herbst und im Winter. Denn es gab immer etwas zu feiern. Ach, war das ein Lachen und ein Singen und ein Tanzen. Musik erschallte Stunde um Stunde und die Dampfkutschen fuhren Ringelreihen auf den Parkwegen.



5. Der kluge und der verschwenderische Sohn

Viele Diener waren nur damit beschäftigt, in den Wäldern Holz zu schlagen und es zu Holz-scheiten zu verarbeiten. Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat schlugen sie Holz, sägten es und spalteten es zu Scheiten. Dann füllten sie die Eisenkörbe und Kamine, die Öfen und die Dampfmaschinen.

Nach wenigen Jahren waren die Wälder fast abgeholzt, da sie alles Holz verbrannt hatten. Als das Holz noch knapper wurde, pflanzte Nepotor auf den Äckern neue Kiefern und Fichten an, denn diese wuchsen sehr schnell. Aber dadurch wurde es noch schlimmer. Dort, wo Bäume aufwuchsen, konnten die Bauern kein Korn mehr anbauen. Dort, wo Bäume wuchsen, konnten keine Kühe mehr weiden. So gab es in Nepotors Reich bald nicht mehr genug zu essen.

Als Nepotor nun bemerkte, dass immer weniger Feuer brannten und auch die Speisen immer karger ausfielen, überlegte er lange, was er tun sollte. Da dachte er an seinen Bruder, den er lange nicht mehr gesehen hatte. Pacus fand keinen Gefallen an den vielen Festen und kam deshalb nur ganz selten in Nepotors Haus. Er sollte ihm nun helfen, dachte Nepotor, denn sie waren ja schließlich Brüder.

Pacus hatte sich nur ein kleines Haus gebaut, das ihm aber genug Platz bot für seine Familie. Er hätte es viel größer bauen können, aber er sagte sich: „Warum soll ich mir zehn Zimmer bauen, wenn ich doch nur in einem Zimmer arbeiten und in einem Zimmer schlafen kann?“

Die meisten Zimmer hatten nur wenige und kleine Fenster, denn in den Schlafzimmern und den Lagerräumen brauchte man nicht viel Licht. Die Wände waren sehr dick gemauert, so dass die Kälte nur in ganz kalten Wintern in das Haus kroch. Deshalb brauchten die Zimmer auch nur einen kleinen Kamin, um sie warm zu halten.

Auch sein Haus war von einem großen Garten umgeben und hatte viele Teiche zum Baden. Sie wurden aber nicht mit warmem Wasser befüllt, denn Pacus sagte sich, im Sommer soll man im Teich baden und im Winter ist die Badezeit in der kleinen Badewanne.

Pacus achtete in seinem Reich sehr darauf, dass die Bauern sorgsam mit den Ländereien umgingen. Die Hälfte des Landes waren Wälder, da Bäume nur sehr langsam wachsen. Ein Viertel des Landes waren Weiden für Kühe, Ziegen und Schafe sowie Teichen für Karpfen, Forellen und Enten. Das letzte Viertel wurde für den Ackerbau genutzt. Auf den Äckern wuchsen Kartoffeln, Weizen, Gerste und Roggen, Kohl und Rüben und viele andere Feldfrüchte. Obstbäume standen an allen Feldrändern und Wegen. So gab es genug Holz für den Winter und auch genug Speisen Jahr für Jahr.

Auch Pacus ließ sich von seinen Handwerkern Maschinen bauen, aber es waren andere als die seines Bruders. Damit die Waren in seinem Land von Stadt zu Stadt gebracht werden konnten, ließ er eine Dampfkutsche auf Schienen fahren. Die konnte schwere Lasten bewegen und war auch schnell. Eine Dampfbahn lief von Norden nach Süden, eine andere von Osten nach Westen. Das reichte für das Hin- und Herfahren aller Waren und Menschen. Dafür fuhrten einige große Dampfkutschen – die sie auch Dampfbusse nannten – zwischen den Städten und Dörfern einige Male am Tag hin und her. Auch das reichte aus. Viel wichtiger waren Pacus die Dampfmaschinen, die auf den Feldern genutzt wurden. Diese pflügten die Äcker, mähten das Korn und das Heu und ernteten den Kohl und die Kartoffeln.



5. Der kluge und der verschwenderische Sohn

In den Ebenen ließ er Windmühlen aufstellen, die das Mehl mahlen und Öl aus dem Raps pressten. An den Flüssen ließ er Wasserräder aufstellen, die Holz sägten oder mit schweren Hämmern Eisenteile schmiedeten für seine Maschinen. So mussten nicht mehr alle Menschen auf den Feldern arbeiten, denn es gab genug zu tun für alle Menschen: Er brauchte Lehrer und Ärzte und Handwerker. Er brauchte Maurer und Dachdecker, Schlachter und Köche, Bäcker und Müller und viele andere mehr, damit es seinem Volk gut ging.

Auch Pacus hatte viele Jahre nichts von seinem Bruder gehört, aber er wusste wohl, dass es dem Volk von Nepotor nicht so gut ging. Er saß gerade vor seinem Haus im Garten und las die vielen Berichte, die seine Berater ihm geschrieben hatten. Da fuhr auf einmal viele Dampfkutschen den Weg zu seinem Haus hinauf. Aus der größten Dampfkutsche sprang sein Bruder heraus. Viele seiner Freunde folgten ihm so schnell es ging.

„Bruder“, rief er schon freudig von Weitem, „wie schön ist es, dich wiederzusehen. Sei mir begrüßt.“

Artig bedankte sich Pacus und ließ genug Stühle für all die Freunde von Nepotor holen. Sein Haus war viel zu klein, um sie alle aufzunehmen.

„Auch ich freue mich, dich zu sehen, Nepotor. Aber sprich, was ist der Grund für deine weite Reise zu mir?“

„Bruder“, hob Nepotor wieder an, „ich möchte dich bitten, dass du mir Holz lieferst. Du hast so viele Wälder in deinem Besitz, dass du sicher etwas erübrigen kannst. Mehr wünsche ich mir nicht.“

„Ja, du hast recht, Nepotor, aber wie viel möchtest du denn haben?“ fragte Pacus.

„Ach, nicht viel“, sagte dieser und winkte mit der Hand ab. „Nur einmal im Monat soviel Holz aus einem Wald, wie ein Mann an einem halben Tag abstecken kann, wenn er gemütlich um den Wald geht und nur ein Stündchen Pause macht.“

Schnell rechnete Pacus im Kopf nach, wie viele Bäume dies wären und erschrak. „Aber wozu brauchst du denn soviel Holz?“

Nepotor überlegte nicht lange und sagte: „Bruder, ich habe so viele Dampfkutschen, mit denen ich und meine Freunde durch mein Land fahren und die auch fahren, um meinem Volk zu zeigen, was ich alles geschaffen habe...“

Pacus unterbrach ihn erstaunt und fragte: „Aber warum machst du das? Warum habt ihr keine Dampfbusse? Ein Dampfbus kann viel mehr Menschen fahren! Und warum habt ihr keine Dampfbahnen? Eine Dampfbahn kann alle Waren und auch alle Menschen von Ort zu Ort bringen. Sie brauchen viel weniger Holz zum Fahren!“

„Aber Bruder“, sprach Nepotor erstaunt, „ich kann doch nicht in einem Dampfbus oder einer Dampfbahn fahren! Meine Freunde und ich sind doch viel zu bedeutend, als dass sie mit dem Volk in einem Fahrzeug fahren. Das musst du doch wissen. Und außerdem habe ich ein Haus mit hundert mal hundert Zimmern. In jedem Zimmer sind zwei Kamine, und in dem Haus sind tausend mal tausend Leuchten. All dies braucht viel Holz, damit es immer warm und hell ist.“

Pacus schüttelte den Kopf und zeigte auf sein Haus. „Lieber Nepotor, warum brauchst du so ein

5. Der kluge und der verschwenderische Sohn



großes Haus? Du kannst doch nur in einem Zimmer regieren, in einem Zimmer wohnen und in einem Zimmer schlafen?“ Nun schüttelte auch Nepotor den Kopf, denn er verstand nicht, was Pacus meinte.

„Aber Bruder, ich brauche ein großes Haus, damit ich jeden Tag in einem anderen Zimmer regieren und wohnen und schlafen kann. Und auch meine Freunde wollen bei mir wohnen. Sie können doch nicht immer in ihren Häusern wohnen! Aber ich brauche auch viel Holz für meine Wasserpumpen. In meinem Garten habe ich hundert mal hundert Wasserpumpen, die einen Wald von Wasserstrahlen in die Luft schleudern. Und im Winter brauche ich noch viel mehr Holz, damit sie Dampf in die Luft pusten.“

Nun schwieg Pacus, denn er wusste nicht mehr, was er sagen sollte. Als die Stille nicht mehr auszuhalten war, fragte Nepotor „Willst du mir nun das Holz geben, Bruder?“

„Lieber Bruder Nepotor“ sagte Pacus nach einer Weile. „Ich werde dir nicht das Holz geben, denn du brauchst es für Dinge, die man nicht wirklich braucht. Aber ich werde dir meine Lehrer und Berater und Baumeister und Waldarbeiter und Handwerker schicken. Sie werden dir zeigen, wie du mit weniger Holz leben kannst.“



6 Das königliche Bad

Von Steffen Russler

Es war einmal ein König, der liebte es, tagtäglich in einem See unweit seines Schlosses zu baden. Wann immer der Herbst kam, verdunkelte sich jedoch sein Gemüt. Denn in den kalten Wintertagen musste er auf das wohltuende Bad im See verzichten.

Mit Ungeduld wartete er jedes Jahr auf den Frühling und auf die ersten zarten Sonnenstrahlen. Diese brachten langsam das Eis auf dem See zum Schmelzen und erwärmten mit jedem neuen Tag das Wasser ein wenig mehr.

Als wieder einmal der Herbst die eiskalte Jahreszeit ankündigte, sollte es anders kommen. Der König vermochte sich nämlich nicht länger der Vorstellung fügen, für die kommenden Wochen und Monate auf sein geliebtes Bad verzichten zu müssen.

Daraufhin rief er alle Weisen und Gelehrten des Landes zusammen. Doch so sehr diese sich auch den Kopf zerbrachen, eine Lösung wollte ihnen einfach nicht einfallen.

Schließlich, als sie schon beinahe bereit waren aufzugeben, kam ihnen der rettende Einfall. Sie nahmen eine Schüssel mit kaltem Wasser und schütteten aus einem Krug, der auf dem Ofen stand, heißes Wasser hinzu, bis das Wasser in der Schüssel weder zu heiß noch zu kalt war.

Als der König das sah, war er außer sich vor Freude. Sogleich befahl er, riesige Töpfe und Pfannen aus Kupfer schmieden zu lassen, um das Wasser im See auf diese Weise zu erwärmen. So geschah es, und bald war der See umgeben von nicht weniger als einhundert Kesseln. Ein jeder so groß, als dass man zwölf Ochsen darin kochen könne.

Die Bäume, welche zuvor das Ufer des Sees gesäumt hatten, waren gefällt und zu Feuerholz verarbeitet worden, um die großen Kessel zu beheizen. Und davon brauchte es reichlich. Unter jedem Kessel loderte ein so gewaltiges Feuer, als ob ein ganzes Haus in Flammen stünde.

Den König freilich störte das nicht. Dieser erlebte den schönsten Winter, seit er sich überhaupt erinnern konnte. Ein jeder Wintertag begann mit einem königlichen Bad in dem See, den seine Untertanen zuvor für ihn beheizt hatten.

Es wurde Frühling, und die Tage wurden länger und wärmer. Langsam übernahm die Sonne nun wieder die Aufgabe, das Badewasser für den König zu erwärmen.

Es wurde Sommer und es wurde heiß. So heiß, dass der König einen Pavillon neben seinem See errichten ließ, um nicht von der Sonne verbrannt zu werden. Dann kam der Herbst, und die Tage wurden wieder kürzer und kälter. Als der Winter kam und es erneut zu kalt wurde, um in den See zu steigen, befahl der König von Neuem, den See für ihn zu heizen.

Doch die Bäume, die hierfür im vorherigen Jahr gefällt worden waren, hatten keine Zeit gehabt, nachzuwachsen. So fehlte es an Brennholz für die Kessel und Pfannen. Daraufhin befahl der König, Bäume aus allen Teilen des Königreiches herbeizuschaffen.

Als der Winter vergangen war, gab es im gesamten Königreich keinen einzigen Baum mehr, der nicht schon zu Feuerholz verarbeitet worden war.



6. Das königliche Bad

Der Frühling kam und Boten wurden in die angrenzenden Königreiche gesandt. Diese sollten mit der Bitte vorstellig werden, dort ebenfalls Bäume fällen zu dürfen.

Der Sommer kam und ganze Kolonnen von Holzfällern machten sich auf den Weg in die entferntesten Länder, um dort Brennholz zu schlagen.

Es kam der Herbst und die Holzvorräte füllten sich, um dem König abermals einen Winter lang sein morgendliches Bad zu ermöglichen.

Als der Frühling kam, waren jedoch erneut alle Vorräte aufgebraucht. Die Bäume im eigenen Königreich waren immer noch nicht nachgewachsen. Auch in den Nachbarländern gingen die Waldbestände langsam zur Neige. Als kein bisschen Holz mehr zu haben war, befahl der König, nach anderen Brennmaterialien zu suchen.

Daraufhin wurden die Moore trocken gelegt, um aus dem Torf Briketts zu machen und Wale gejagt und getötet, um Waltran zu gewinnen. Schließlich blieb nur noch der Weg unter die Erde übrig, um von dort Kohle zu fördern.

Dieses war jedoch nicht nur schwierig, sondern auch gefährlich, denn die Kohle lag mehrere 100 Meter unter der Erde. Und nicht selten stürzten Schächte oder Tunnel ein und begruben Mann und Maus unter sich. Außerdem waren die unterirdischen Gänge und Tunnel häufig so eng, dass ein ausgewachsener Mensch ohne Zweifel darin stecken bleiben würde.

Der König ließ deswegen alle Menschen in seinem Königreich versammeln, die sehr klein und schlank waren. Er gab ihnen Arbeitskleidung und schickte sie unter die Erde, um dort die Kohle aus dem Stein zu schlagen und nach oben zu fördern. Wann immer ein Stollen keine Kohle mehr hergab, wurde woanders ein neuer gegraben. Und das geschah solange, bis es im ganzen Königreich keinen einzigen Klumpen Kohle mehr gab.

Als der König das hörte, wurde er sehr ärgerlich, denn er brauchte die Kohle ja nach wie vor zum Beheizen seines Sees. Doch im ganzen Land gab es weder Holz, noch Torf, noch Kohle oder irgendetwas anderes zum Heizen.

So musste der König fortan nicht nur auf sein beheiztes Bad im See verzichten, sondern auch auf die Wärme seiner Öfen und Kamine im Schloss. Dem König stand nun ein eiskalter Winter bevor und mit ihm fror sein ganzes Königreich.

Da begriff der König, dass er großes Unheil über sein Land gebracht hatte, und er schämte sich dessen so sehr, dass er seitdem sein Schloss nie wieder verlassen hat.

Mit den Jahren erholte sich die Natur im Königreich wieder. Es wuchsen neue Sträucher und Bäume, die sich zu kleinen Wäldern zusammenfanden, und die Natur kehrte zurück zu ihrer alten Pracht. Selbst der See war bald wieder umgeben von Pflanzen, Blumen, Büschen und Bäumen.

Die Kohle jedoch, die in den Feuern unter den Kesseln verbrannte, erneuerte sich nicht. Eine Zeitlang erinnerten sich noch die Menschen an das königliche Bad und an den Abbau der Kohle, doch mit den Jahren wurden diese Erinnerungen immer mehr zu Legenden, in denen aus Kohle unterirdische Schätze wurden und aus Bergarbeitern Zwerge, welche tief unter der Erde lebten. Eines Tages werden auch diese Geschichten vergessen sein. Nach Kohle wird man im Königreich allerdings selbst dann noch vergebens suchen.



7 Krach und Königshaus

Von Merlin Handrick

Im schönen Sankt Immergleich, nahe dem klaren Müßigsee, lebte die stolze Königsfamilie mit ihrem Oberhaupt, dem König Grollbart dem Ersten. Sie waren eine äußerst traditionelle Familie. Gemeinsame Mahlzeiten hatten eine ebenso starke Bedeutung wie das sonntägliche Kaffeetrinken, der monatliche Tanzabend, der tägliche Klavierunterricht und die Chorstunden der Kinder. Im Königshaus von St. Immergleich führte man ein immergleiches und bis in die kleinste Kleinigkeit vorhersehbares Königsleben. Jede Woche die gleichen Mahlzeiten, die gleichen Spaziergänge durch den stets gleichen Königsgarten und sogar die gleichen Unterhaltungen. Bei genauerer Betrachtung vermochte man nicht zu sagen, ob nicht auch das Wetter und die Vögel einer immergleichen Gewohnheit folgten.

Eines Nachmittags jedoch geschah etwas ganz und gar Ungewöhnliches. Ein ohrenbetäubender Lärm erklang im Königsschloss. Er drang durch jede Tür in jedes noch so entfernte und verwinkelte Hinterzimmer. Der König und die Königin, wie auch die Diener, die Hausmädchen und sogar die Pferde im nahegelegenen Stall erschrecken. Allesamt erstarrten sie vor Schreck. Einen solchen Krach von so unbestimmbarer Natur hatte es im Schloss noch nie gegeben. Es klang wie eine Motorsäge, die versuchte, auf einem Klavier zu spielen oder wie eine Waschmaschine, in der Wackersteine gewaschen werden.

Als man nach ein paar Minuten den ersten schweren Schock überwunden hatte, wollte man die Ursache des Lärms ausfindig machen. Also machte man sich an allen Orten im Schloss und in der näheren Umgebung daran, die Herkunft des monströsen Lärms zu bestimmen. Überall hatte man gesucht und gesucht und hatte sich gewundert und war gespannt. Woher mochte es nur kommen, dieses unheilvolle Dröhnen? Sollte es etwa aus dem Zimmer der Königstochter kommen? Aber wäre diese nicht längst voll Schrecken hinausgelaufen? Nun, da man das gesamte Königsschloss bereits auf den Kopf gestellt hatte, war es an der Zeit, auch diese Möglichkeit in Betracht zu ziehen.

Als die Bewohner des Schlosses gemeinsam vorsichtig die Tür zum Zimmer der Prinzessin öffneten, verschlug es ihnen die Sprache. Da saß sie auf ihrem golden gefärbten Schafteppich und zupfte fröhlich und ausgelassen an den Saiten einer Gitarre herum. Diese Gitarre war aber nicht so wie andere Gitarren. Sie war ganz und gar flach, glänzte in metallischen Farben und an ihrem einen Ende war ein langes Kabel eingesteckt. Dieses Kabel führte zu einem großen schwarzen Kasten, aus dem der Lärm zu kommen schien. Der schwarze Kasten vibrierte bei jedem erklingenden Ton so sehr, dass die Stapel von Notenblättern darauf jeden Moment herunterzufallen drohten.

Der König war außer sich vor Wut. Er bestand augenblicklich auf eine Erklärung, was dieser Unfug zu bedeuten hätte und woher dieses schwarze Ungetüm von Kasten käme, das diesen höllischen Krach erzeugte. Der Mädchenchor und die Klavierstunden, erklärte die Königstochter, würden ihr nicht mehr gefallen. Sie hätte sich gelangweilt. Da wäre ihr eines Tages während des Spaziergangs auf dem Markt ein junger Mann mit Zottelhaaren und einer riesengroßen schwarzen Sonnenbrille aufgefallen. Dieser verkaufte die merkwürdigsten Dinge, darunter diese E-Gitarre, die es ihr sofort angetan hätte. Und den schwarzen Kasten, den Verstärker, so hieß das Ding, gab es gleich dazu.

7. Krach und Königshaus



Der König war entsetzt und grollte. Klavier und Geige und sogar Flöte, ja, das hatte es schon immer in St. Immergleich gegeben. Doch dieses hier, das war etwas gänzlich anderes. Und mit solchen neuen Dingen und allem was unbekannt ist, nun ja, damit hatte es der König bekanntlich nicht sonderlich. Er versuchte die störrische Tochter zur Vernunft zu bringen. Doch diese beharrte darauf, weiter auf ihrer E-Gitarre zu spielen. Auf dem alten, eingestaubten Klavier, bemerkte sie hochmütig, könne ja ihr Bruder künftig klimpern, sie jedoch habe sich für ein modernes Instrument entschieden. Der König war mit seiner Weisheit am Ende und zog sich mitsamt seiner Dienerschaft zur Beratung in seine Gemächer zurück. Doch dort verstanden sie ihr eigenes Wort nicht, da sie vom unaufhörlichen Gitarrenspiel der Königstochter übertönt wurden. Daraufhin suchten sie Zuflucht im Königskeller, wo sie eingeengt zwischen alten, kaputten Möbeln und verstaubten Decken gemeinsam einen Plan entwarfen.

Am darauf folgenden Tage wollte sich die Königstochter wieder voller Vorfreude ihrem hochgeschätzten Gitarrenspiel widmen. Doch sie musste mit Entsetzen feststellen, dass der große schwarze Box kein einziger Ton entwich. Verwirrt und außer sich rannte sie hinunter in den großen Saal. Dort betrachtete ihre Mutter, die Königin, gerade wie gewohnt die kleinen Glasfiguren in den schier unzähligen Vitrinen. Sofort brach es aus der Prinzessin heraus und sie erzählte der Mutter, was geschehen war und blickte sie ratlos an. Die Mutter schien nicht sonderlich überrascht. Sie erklärte ihr, dass der König, ihr Vater, veranlasst habe, den Strom im gesamten Königsschloss abzustellen. Traurig zog sich die Königstochter auf ihr Zimmer zurück. Hatte ihr der Vater also doch noch Einhalt geboten. Ohne elektrischen Strom konnte sie nicht die Elektrogitarre spielen.

In den nächsten Tagen blieb alles ruhig im Schloss und Hof von Sankt Immergleich. Wie früher hatte man ein Feuer im Kamin angezündet. Schließlich musste man ja auch ohne elektrischen Strom irgendwie heizen und das Essen zubereiten. Der königliche Backofen sowie der Herd blieben von nun an unbenutzt. Die Bediensteten mussten jetzt jeden Tag mehrmals zum großen Müßigsee laufen, um die vielen Kleider der Königsfamilie zu waschen. So eine Waschmaschine braucht ja ebenfalls elektrischen Strom. Und für die Musik zum Essen musste jetzt extra ein ganzes Orchester bestellt werden, da auch die Stereoanlage ohne elektrischen Strom nicht funktionierte. So fanden sich jeden Abend Geiger, Bratscher und Cellisten, Trompeter, Altflötisten, ein Klarinettenspieler und eine Harfespielerin im Speisesaal ein, um ihre schönsten Lieder für die Königsfamilie zu spielen. Die Küche drohte aus allen Nähten zu platzen und die Bediensteten fanden kaum Platz, um das Essen zu servieren. Es war schon etwas mühsam, mit der Umstellung zu leben, aber wenigstens hatte man im Königsschloss wieder seine gewohnte Ruhe.

Bis eines Tages der Lärm von neuem begann, genauso laut und unnachgiebig wie beim letzten Mal. Aber wie war das möglich? Der Strom war doch abgestellt. Der Herd, der Backofen, die Waschmaschine und die Stereoanlage, sie alle funktionierten noch immer nicht. Wie konnte es also sein, dass die elektrische Gitarre mit ihren Klängen abermals das gesamte Schloss erfüllte?

Der König lief so schnell er konnte in das Zimmer der wertigen Königstochter, um diesem sonderbaren Spuk nachzugehen. Ein Lächeln lag auf ihren Lippen, als sie ihrem Vater mitteilte, dass sie neulich wieder einmal auf dem Markt gewesen war. Dort habe sie abermals den netten jungen Mann mit den Zottelhaaren und der riesigen schwarzen Sonnenbrille getroffen. Natürlich habe sie ihm augenblicklich von ihrem Unglück mit dem fehlenden elektrischen Strom berichtet.



„Das macht doch nichts“, hatte der junge Mann sie beruhigt, für solche Fälle habe er nämlich genau das Richtige für sie. Und so habe er ihr zu einem Freundschaftspreis eine Solaranlage verkauft, eine schimmernde Platte, die aus Sonnenlicht Strom macht. Diese müsse sie, wie er ihr erklärte, nur auf dem Dach des Schlosses anbringen, damit den ganzen Tag die Sonne darauf scheinen könne. Und Sonne, die gab es im schönen Sankt Immergleich nun wirklich mehr als genug. So würde die Prinzessin von nun an nicht mehr auf den elektrischen Strom des Königs angewiesen sein und könne nach Herzenslust auf ihrer E-Gitarre spielen.

Der König war erstaunt und verwirrt zugleich und gab sich geschlagen. Wenn seine Tochter keine Mühen scheute und selbst Sonnenlicht in elektrischen Strom verwandelte, nur um sich ihrem Gitarrenspiel hingeben zu können, dann wollte er ihr nicht länger im Wege stehen. Und schließlich und endlich war alles im Grunde eine Sache der Gewohnheit im schönen Sankt Immergleich.



8 Der Scheich, die Prinzessin, der Erfinder und das Solarmobil

Von Steffen Russler

Es war einmal ein reicher Scheich, der lebte in einem Land in dem immer die Sonne schien. Der Scheich hatte eine Tochter mit so großen klaren Augen, dass er, sobald er in dieselben hineinschaute, ihr einfach keinen Wunsch abschlagen konnte. Auch wenn ihr Vater nur ein Scheich und kein König war, so war die Tochter doch das, was wir bei uns eine Prinzessin nennen würden. Und jeder, der einmal von der Prinzessin auf der Erbse gehört oder gelesen hat, der weiß, dass jede echte Prinzessin auch überaus empfindsam ist. Und wie alle überaus empfindsamen Menschen litt sie selbst am meisten darunter. Immer dann, wenn sie gerade wieder ganz besonders an ihrer Empfindsamkeit litt, ließ sie ihren Vater rufen, der jedes Mal schnell herbeieilen musste. Man kann wohl mit Fug und Recht behaupten, dass ihm deswegen schon das ein oder andere graue Haar gewachsen sei, denn seine einst so dunklen Locken waren mit den Jahren schlohweiß geworden.

So kam es also, dass kein einziges dunkles Haar mehr übrig war, als seine Tochter ihn erneut zu sich rief. Es ginge, so sagte sie, um den Rosengarten, den er ihr vor einiger Zeit geschenkt hatte. Ob die Rosen eingegangen seien, wollte der Scheich wissen. „Nein“, sagte die Prinzessin, den Rosen ginge es gut. Ob dort zu viele Insekten seien, wollte der Scheich wissen. „Nein“, sagte die Prinzessin, die Insekten seien gut erzogen und würden einen weiten Bogen um ihren Garten machen. Ob sie denn nicht einfach sagen könne, worum es ginge, wollte der Scheich wissen. Da zog die Prinzessin ihren Schuh und ihre dreizehn Seidensöcklein aus und hielt dem Scheich ihren zierlich geformten Fuß entgegen.

„Da schau“, sagte sie, „ich habe mir die Füße wund gelaufen.“ In der Tat ließen ihre Füße eine blass rosa Färbung an den Fersen erkennen. Der Garten sei zu groß, sagte sie. Und zu weit entfernt, sagte sie. Und sie sei fortan todunglücklich, bis der Scheich für sie eine Lösung gefunden hätte.

Das allerdings war leichter gesagt als getan. Denn ein Automobil kam nicht in Frage, da die Autoabgase sowohl für Rosen als auch für Prinzessinnen sehr schädlich sein können. In einer Sänfte von vier starken Männern getragen zu werden, hatte zwar Stil, war aber nicht mehr zeitgemäß. In der Vergangenheit war es nämlich bei den Trägern vermehrt zu Rückenbeschwerden gekommen, und die Sprecher der Angestellten hatten sich daraufhin schwere körperliche Arbeiten für Bedienstete verboten. Auf einem Pferd, Kamel oder Elefanten reiten war ebenfalls nicht möglich. Die wunden Stellen wären hierbei lediglich von den Füßen zum Gesäß hochgewandert, wobei anzumerken wäre, dass sie an den Füßen dann doch noch ein wenig leichter zu ertragen sind.

Der Scheich verzweifelte immer mehr, da alle Lösungsvorschläge sich als unbrauchbar erwiesen. Der Kummer der Prinzessin und die Sorgen des Scheiches verbreiteten sich rasch im Königsreich und erreichten so auch Scipone, einen Bastler und Tüftler. Scipone hatte sofort eine Idee, wie er dem Scheich und seiner Tochter helfen konnte. Hierfür baute er ein Gefährt, das groß genug war, dass die Prinzessin bequem darin sitzen konnte. Das Dach bestand aus einem großen Solarmodul. Damit wurden die Sonnenstrahlen, die auf das Dach fielen, in elektrische Energie umgewandelt und trieben so einen kleinen Elektromotor an. Hierbei entstanden keinerlei Abgase und der Motor lief so leise, dass eine Prinzessin trotzdem noch die Herztöne der vorbeifliegenden Schmetterlinge hören konnte.



8. Der Scheich, die Prinzessin, der Erfinder und das Solarmobil

Außerdem strich Scipone sein Gefährt in über hundert verschiedenen Rosa-Tönen, so dass die Prinzessin, als sie ihr Geschenk sah, über alle Maßen entzückt war. Genau genommen war sie sogar so begeistert, dass sie Scipone auf der Stelle heiraten wollte. Damit hatte Scipone nun überhaupt nicht gerechnet und bat sich seinerseits erst einmal eine Bedenkzeit aus.

Scipone hatte nämlich bereits ein Auge auf ein Mädchen aus dem Dorf geworfen, welches ihm wohl ebenfalls nicht ganz abgeneigt zu sein schien. Wie sollte er da die Prinzessin heiraten, wenn er doch eine andere liebte? Voller Sorgen ging er zum Scheich, um sich von ihm einen Rat geben zu lassen.

„Scipone“, sagte der Scheich, „du tust gut daran, auf dein Herz zu hören. Aber wenn die Prinzessin dieses hört, wird sie todunglücklich sein, und ich werde bis an mein Lebensende diesen Schmerz mit ihr teilen müssen.“

Da hatte Scipone eine Idee und bat den Scheich darum, für ein paar Tage mit seiner Tochter verreisen zu dürfen. Dieser willigte ein, und auch die Prinzessin selbst war schnell überzeugt, dachte sie doch, es ginge um die Hochzeitsvorbereitungen. Selbstverständlich fuhren sie mit dem Solarmobil, welches sie geschwind mit einem Dutzend Koffern und Taschen beladen hatten.

Scipone jedoch hatte sich einen Weg ausgesucht, der durch eine tiefe Schlucht führen sollte. Als sie nun mit ihrem Solarmobil in die Nähe der Berge kamen, gerieten sie in deren Schatten. Dort konnten keine Sonnenstrahlen mehr auf das Solardach fallen. Das Solarmobil rollte zwar noch ein paar Meter weiter, blieb dann jedoch unvermittelt stehen. Ohne Sonne keinen Strom!

Es blieb ihnen somit nichts anderes übrig, als das Solarmobil wieder zurück in die Sonne zu schieben. Da der Wagen mit dem gesamten Gepäck zu schwer für einen alleine war, musste auch die Prinzessin aussteigen und beim Schieben mit anpacken. Sobald sich das Solarauto nicht mehr im Schatten befand, bekam der Motor wieder Strom und sie konnten weiterfahren. Weit kamen sie allerdings nicht. So sehr sie auch hin und her fuhren, es ließ sich nicht ein einziger Weg durch die Schlucht finden, der nicht im Schatten der Berge lag.

Es dämmerte bereits, als sie sich entschlossen, ihre Reise abzubrechen und wieder zurückzufahren. Im Dämmerlicht kamen sie jedoch nur sehr langsam voran, da die Sonnenstrahlen der untergehenden Sonne längst nicht so stark waren wie die der Mittagssonne. So schlichen sie also mit ihrem Solarmobil dem Abendrot entgegen, bis die Sonne ganz untergegangen war und sie erneut auf ihrer Strecke zum Stehen kamen.

Bis zur nächsten Herberge war es noch weit. So hatte die Prinzessin die Wahl, entweder die Nacht in dem rosafarbenen Solarmobil zu verbringen und auf die Morgensonne zu warten, oder zur nächsten Herberge zu laufen. Die Prinzessin entschied sich für letzteres. Der Fußweg entpuppte sich jedoch als länger als erwartet. Insbesondere war er länger als die Spaziergänge, welche die Prinzessin sonst gewohnt war. Erst spät nach Mitternacht erreichten sie den Gasthof, und kaum hatte sich die Prinzessin auf ihr Bett gelegt, da schlief sie auch schon vor Erschöpfung ein.

Seit jenem Tag wollte die Prinzessin nichts mehr von einer Heirat mit Scipone wissen. Noch Wochen später jammerte sie dem Scheich von den Schrecken und Strapazen dieser Reise vor. Der Scheich aber konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen, denn von nun an ging die Prinzessin wieder zu Fuß zu ihrem Rosengarten.

8. Der Scheich, die Prinzessin, der Erfinder und das Solarmobil



„Wenn ich den langen Fußmarsch nachts bis zu Herberge geschafft habe“, so erwiderte die Prinzessin sein Schmunzeln, „dann werde ich wohl auch den Weg bis zu meinem Garten alleine schaffen.“

Der Scheich hatte dagegen überhaupt nichts einzuwenden. So blieb das Solarmobil also die meiste Zeit unbenutzt. Und Scipone, der mittlerweile sein Mädchen geheiratet hatte, tat gut daran, einen Teil seiner Geschichte für sich zu behalten. Denn natürlich wäre es für einen Tüftler und Bastler überhaupt kein Problem gewesen, eine Batterie in das Solarmobil einzubauen. Eine Batterie kann nämlich genug Sonnenenergie speichern, um mit dem Solarmobil auch kleinere Strecken im Schatten oder im Dunkeln zurückzulegen.

Das aber muss fortan unser Geheimnis bleiben.



9 Fluxx und das Feld mit Öl

Von Dr. Michael Scharp

Fluxx war ein Erfinder in dem kleinen Dorf Riesenhain. Er bastelte, er schraubte, er beobachtete und er experimentierte in seiner Werkstatt. Um so viel Zeit wie möglich zu haben, aß und schlief er sogar in seiner Werkstatt. Seine Werkstatt war mit vielen Tischen und Geräten vollgestellt. Überall hingen Werkzeuge an der Wand. Auf großen Tafeln zeichnete er seine Erfindungen. Und wann immer ein Bürger von Riesenhain etwas Besonderes wollte, ging er zu Fluxx. Dem war es eine Freude, zu experimentieren und zu erfinden, weshalb er jede Herausforderung annahm. Und so kam es, dass eines Tages auch einige Bürger des Dorfes Naftaborn zu ihm kamen und ihn um Rat und Hilfe baten.

„Was habt ihr für ein Problem, dass ihr zu mir mit euren Sorgen kommt?“, fragte Fluxx.

„Ach, Herr Fluxx, euer Name ist im ganzen Land so bekannt. Überall geht die Kunde, dass ihr der beste Erfinder seid und deshalb fragen wir euch um Hilfe“, sagte der Bürgermeister, der für die Bürger aus seinem Dorf sprach. „Seit vielen, vielen Jahren sprudelte eine Ölquelle nahe unseres Dorfes Naftaborn. Unsere Ur-Ur-Großväter haben Petroleum aus dem Öl gewonnen, um es als Lampenöl zu verbrennen. So hatten sie Licht in ihren Häusern. Unsere Ur-Großväter haben das Öl in Öfen verbrannt, damit die Häuser im Winter warm wurden. Unsere Großväter haben aus dem Öl Benzin gewonnen. Das Benzin verbrannten sie in den Motoren für ihre Autos. Sie verbrannten es auch in großen Motoren, um Strom zu gewinnen. Doch nun versiegt die Quelle und auch wenn wir immer weniger verbrauchen, so wird das Öl weniger und weniger. Bald wird kein Tropfen mehr übrig sein, und dann haben wir kein Benzin mehr für die Lastwagen. Außerdem werden wir kein Öl für die Motoren und die Generatoren und auch kein Öl für die Heizungen haben. Was sollen wir nun machen?“

„Nun denn“, sprach Fluxx und sah die Bürger und den Bürgermeister an. „Erzählt mir, was ihr noch für Quellen oder Schätze habt in eurem Dorf und in der Umgebung. Habt ihr noch etwas anderes als nur eine Ölquelle?“ Der Bürgermeister bekam große Augen und überlegte eine Weile. Dann sprach er: „Unser Dorf Naftaborn liegt etwa zehn Tage entfernt von Riesenhain, wenn wir mit einem Fahrzeug fahren. Es liegt inmitten des flachen Landes an einem kleinen Fluss. Um unser Dorf herum liegen Äcker, Wiesen und Felder. Aber wir haben auch Wälder und zwei Hügel in der Nähe. Aber sag uns, Fluxx, was willst du eigentlich wissen?“

„Lieber Bürgermeister und liebe Bürger von Naftaborn“, sprach Fluxx. „Wenn aus eurer Ölquelle kein Öl mehr sprudelt, müssen wir etwas anderes finden. Ich werde darüber nachdenken, wie ich euch helfen kann. Kommt in vier Wochen wieder, dann werden wir sehen.“ Und so geschah es. Die Bürger von Naftaborn setzten sich in ihre Autos und fuhren nach Hause zurück. Und Fluxx ging in seine Werkstatt.

„Verfluxt noch mal“, sagte Fluxx laut in seiner Werkstatt. „Die Naftaborner brauchen Benzin für ihre Autos und für die Motoren, die Strom herstellen. Bisher haben sie das Benzin aus dem Öl gemacht, aber die Ölquelle geht zur Neige. Alle Menschen brauchen so viel Energie für so viele unterschiedliche Dinge, die ihnen das Leben leichter machen. Und immer machen sie es mit Erdöl, Kohle oder Gas. Dabei wissen wir doch, dass Erdöl und Erdgas schon bald aufgebraucht sind.“



Aber ich bin Fluxx, der Erfinder, und ich werde den Naftabornern einen besseren Weg zeigen.“ Fluxx setzte sich vor seine große Tafel und überlegte. Dann stand er auf und schrieb und malte alles an die Tafel, was er im Gedächtnis behalten hatte. Immer wieder sprach er mit sich selbst: „Naftaborn hat bald kein Erdöl mehr. Sie brauchen das Erdöl, um Benzin für die Autos zu haben. Sie brauchen es für die Motoren, die den Generator antreiben, um Strom zu erzeugen. Sie brauchen es für die Heizung in den Häusern. Was kann man anstelle des Erdöls noch nehmen, frage ich mich? Erdöl ist aus Pflanzen entstanden vor langer, langer Zeit. Erdöl stammt aus Pflanzen, die schon lange abgestorben sind. Aber warum soll man dann kein Öl aus Pflanzen, die jetzt vorhanden sind, gewinnen können? Welche Pflanze kann mir nützlich sein? Welche Pflanze ist eine Ölpflanze?“

Sofort ging Fluxx in die Küche und holte ein Kochbuch hervor. Zum Anbraten für den festlichen Schweinebraten nimmt man Sonnenblumenöl. Für das italienische Kalbsschnitzel oder Tomate mit Mozzarella wählt man Olivenöl. Und das Kotelett gart man mit Rapsöl. So stand es in dem Kochbuch. Es gab noch viel mehr Öle. Aber Oliven und Sesam wachsen nicht in Naftaborn, sagte er sich, nur die Sonnenblumen und der Raps. Aber erst musste er mal sehen, ob ein Motor auch mit Pflanzenöl läuft.

Also schaute er in seinen Küchenschrank und siehe da, dort stand eine Flasche mit feinstem Rapsöl. Mit der Flasche ging er in seine Werkstatt, wo ein kleiner Motor auf einem Tisch stand. Er füllte den Tank und drückte auf den Knopf, der den Motor starten ließ. Der Motor hustete ein paar Mal, stieß dicke schwarze Wolken aus und blieb blubbernd stehen. „Ach, es wäre so schön einfach gewesen“, sagte Fluxx, „aber irgendetwas stimmt mit dem Rapsöl nicht. Oder dem Motor. Was also nun?“

Er ging zu seinem Bücherschrank und holte ein dickes Buch hervor. Als erstes schaute er sich an, was eigentlich Benzin ist, das aus dem Erdöl gewonnen wird. Dann schaute er sich an, was Rapsöl ist. Ja, das hatte er sich gedacht. Die beiden sahen nicht nur unterschiedlich aus, sondern haben auch unterschiedliche Eigenschaften. Benzin ist dünnflüssig und lässt sich ganz leicht mit einem Streichholz entzünden. Wenn man es in ein Glas füllt, verdampft es ganz einfach. Und deshalb verbrennt es in einem Motor auch so gut. Rapsöl hingegen ist schwerflüssig. Man kann es nur anzünden, wenn es richtig heiß ist. Damit es besser verbrennt, muss man es noch umwandeln. Sein schlaues Buch sagte ihm auch, wie es geht. Er füllte das Rapsöl in einen großen Glaskolben und schüttete noch Alkohol hinzu, der so ähnlich war wie der Alkohol im Wein oder Bier. Dazu kam noch ein wenig Säure aus der Essigflasche. All dies kochte er kräftig auf, verdampfte alles und kühlte den Dampf wieder ab. Der Dampf wurde zu einer klaren Flüssigkeit, die viel flüssiger war als das Rapsöl. Diese kippte er in seinen Motor. Und siehe da, der Motor sprang an und ging nicht aus. Also musste er den Naftabornern nur den Rat geben, auf den Äckern und Wiesen Raps anzubauen.

Er machte sich noch die Mühe, eine Zeichnung anzufertigen mit einer großen Rapsmühle. Diese Mühle presste das Öl aus den Rapsamen. Wie man das Rapsöl bearbeitet, dass es als Ersatz für das Benzin für die Autos genutzt werden kann, beschrieb er ausführlich. Zufrieden ging er in seinen Garten, setzte sich auf seine Bank und trank eine Tasse Holundertee. Wie verabredet kamen die Bürger von Naftaborn nach vier Wochen und klopfen an seine Tür. Fluxx führte sie alle in seinen Garten und erzählte ihnen von seiner Erfindung. Freudig nahmen sie seinen Vorschlag an, nahmen die Bau- und Kochanleitungen mit und zogen wieder in ihr Dorf Naftaborn zurück.



10 Odysseus und der goldene Apfel

Von Dr. Michael Scharp

Es war im alten Griechenland lange vor unserer Zeit. Es war die Zeit, als die Götter der alten Griechen auf dem Berg Olymp lebten und immer wieder das Leben der Menschen beeinflussten. In dieser Zeit wurde eines Tages der Palast des Odysseus von einem mächtigen Sturm des Windgottes Aiolos zerstört. Der Gott des Windes und des Sturmes hatte erzürnt den Sturm entfacht. Er hat es getan, weil Odysseus ihm keine Speisen und keinen Wein geopfert hatte aus Dankbarkeit für den Fischfang. Dies hatte Aiolos verärgert, da er doch mit seinen Winden dafür sorgte, dass die Fischer mit ihren Segelbooten so weit vor der Küste fischen konnten.

Am Tag nach dem Sturm schaute Odysseus auf den zerstörten Palast und empfand eine ungeheure Wut. Er, der den Göttern immer treu gedient hatte, hatte ansehen müssen, wie der Windgott sein Heim zerstört hat. Odysseus wurde auch der „Listenreiche“ genannt, denn er zog es vor, seine Feinde mit List zu bekämpfen anstatt mit dem Schwert. Und in seinem Zorn über den zerstörten Palast überlegte er, wie er sich an dem Gott Aiolos rächen konnte. Lange saß er vor den Trümmern seines Palastes auf einem Stein und grübelte. Dann fasste er einen Gedanken, wie er den Windgott überlisten konnte, denn auch wenn Odysseus äußerst kräftig und gewandt war, so konnte er doch gegen die Götter nicht im direkten Kampfe bestehen. Er ließ deshalb einen goldenen Apfel anfertigen, der vor Edelsteinen funkelte. Der Apfel funkelte so sehr, dass er am Tage die Augen aller Menschen blendete und selbst im Mondschein noch einen Saal hell erleuchten konnte.

Diesen Apfel trug er auf den Olymp, den höchsten Berg in ganz Griechenland, wo die Götter beim Rat zusammensaßen. Er warf den Apfel zwischen die Götter und rief mit lauter Stimme: „Hört ihr Götter, ich habe ein Geschenk für euch. Dieses Geschenk des Odysseus soll der Gott erhalten, der am Stärksten ist. Er soll uns zeigen, welche Naturgewalt er beherrscht. Ich fordere euch auf, die Energie der Naturgewalten zu entfesseln, wenn ihr euch den goldenen Apfel verdienen wollt.“

Wie er es erwartet hatte, wollten einige Götter sofort nach dem Apfel greifen. Aber Zeus, der höchste der Götter, setzte den Fuß auf den leuchtenden Apfel und wies alle anderen Götter zurück. „Ein wundervolles Kunstwerk macht uns Odysseus zum Geschenk“, sagte er. „Aber lasst die Gabe dem Wunsche entsprechend an den gehen, der die meiste Energie hat und die stärkste Naturgewalt entfachen kann. Zeigt Odysseus, wie ausdauernd ihr über eine lange Zeit seid. Zeigt Odysseus, welche Kraft ihr auf einem langem Weg aufbringen könnt. Ich für meinen Teil werde mich an eurem Wettkampfe nicht beteiligen, obwohl der Apfel doch mir zusteht. Meine Blitze können alles und jeden zerschmettern, wie ich im Kampf mit den Titanen, die vor mir über den Kosmos geherrscht hatten, gezeigt habe. Keine der Naturgewalten, über die ihr herrscht, sind so stark wie die elektrische Energie meines Blitzes, auch wenn ich sie nur kurze Zeit leuchten lasse. Ich kann eine mächtige Eiche in Sekundenschnelle zu Asche verbrennen oder einen mächtiger Fels mit einem Blitz spalten. Doch ich will Odysseus achten und werde diesen Apfel nicht für mich behalten. So tretet nun vor und zeigt Odysseus, über welche Energie ihr gebietet, um Großes zu bewirken.“



10. Odysseus und der goldene Apfel

Zeus blickte auf die vielen Götter, die sich um seinem Thron versammelt hatte: Aiolos, der Gott des Windes; Acheloos, der Flussgott; Gaia, die Göttin der Erde; Okeanos, der Gott des weit entfernten Weltmeeres; Poseidon, der Gott des Meeres und der Brandung; Selene, die Göttin des Mondes; Demeter, die Göttin der Pflanzen und des Ackerbaus sowie Helios, der Sonnengott. Viele weitere Götter und Göttinnen standen noch in der zweiten Reihe, doch sie ließen den anderen den Vortritt. Als erstes trat der Flussgott Acheloos, der auch der älteste der Flüsse und ein alter Gott war, aus der Vielzahl der Flussgötter hervor und hob zu einer fließenden Rede an.

„Mächtig bin ich und kraftvoll. Ausdauernder bin ich mit meiner Kraft als die Blitze des Zeus. So wie Odysseus sprach, ist meine Energie im Wasser unvorstellbar und zeigt sich in der Kraft und auf einem langen Wege. Von den Bergen stürze ich schäumend herab und reiße Stock und Stein mit ins Tal. Wer von euch vermag einen Stein zu rollen, der so groß ist wie das Haus der Menschen? Wer von euch hat Ausdauer genug, um über Jahrhunderte in den harten Fels tiefe Schluchten zu schneiden? Und auch wenn ich durch die Ebenen ströme, treibe ich die großen Schiffe der Menschen vor mir her. So seht doch, welche Lasten ich über lange Wege bewegen kann. Ich bin es, der am meisten Energie hat. Die Menschen wissen dies, denn sie bauen ihre Wassermühlen in meinen Fluss. Ich bin es, der ihre Wasserräder antreibt und ihr Mehl mahlt, ihr Eisen schmiedet, ihr Öl presst und ihr Holz sägt.“

Mit hochgezogenen Brauen erhob sich die uralte Gaia, die Göttin der Erde. „Was du nicht sagst, Acheloos. Deine Rede ist schön plätschernd, doch deine Worte sind durchscheinend wie dein Wasser hoch in den Bergen. Du fließt nur zu Tal, weil meine Kraft alles umspannt. Meine Anziehung macht es, dass alle Dinge Gewicht haben, meine Kraft macht alles schwer. Der geworfene Stein fällt immer zu Boden, weil ich es will. Und auch dein Wasser fließt nur von den Bergen zum Meere herab, weil ich es zu mir ziehe. Wenn du doch so voller Energie bist, so erhebe dich zum Himmel! Wie hoch kannst du springen, um meiner Kraft zu entinnen? Niemals wird es dir gelingen, wie ein Vogel aufzusteigen. In mir ist mehr Energie, als du und deine Geschwister im Wasser mit sich führen.“

„Da habt ihr es“, donnerte Okeanos. Okeanos war noch vor Zeus geboren worden und hatte sich schon vor langer Zeit von den Göttern und den Menschen zurückgezogen. Nun herrschte er über das ferne und alles umspannende Weltmeer fernab der Küsten. Er überließ Poseidon die Küstenmeere, damit dieser dort herrschen konnte. „Die Reede des Flussgottes Acheloos ist wie sein Wasser. Wenn man es nur lange genug stehen lässt, wird es schlecht, stinkt und verdampft. Nicht zu fassen ist er, und seine Worte rinnen durch die Finger. Ganz anders bin ich, der älter ist, als ihr alle es seid. Ich bin der Gott des Weltmeeres und der Meeresströmungen. Meine Meeresströmungen sind riesige Flüsse, die durch mein Weltmeer strömen. Von Kontinent zu Kontinent ströme ich mit gewaltiger Macht und um ein vieles größer als Acheloos, der nur ein kleiner Fluss ist. Der Flussgott ist in seinem Flussbett eingezwängt, wohin gegen meine Strömungen sich durch nichts und niemand einsperren lassen. Ich bin so stark, dass ich gewaltige Eisberge vor mich hertreibe. Eisberge, die groß wie ein kleines Königreich sind. Acheloos mag ein Schiff vor sich hertreiben, doch meine Energie ist so groß, dass ich einen ganzen Eisberg vor mich hertreibe.“

„Ach Okeanos“, sprach nun Poseidon, der Gott des Küstenmeeres mit nachsichtigem Blick auf den alten Gott. „Wir schätzen dich und dein Wirken so fern ab der Küsten. Verschwiegen bist



10. Odysseus und der goldene Apfel

du und auch verkannt. Nur wenige Menschen trauen sich weit auf die Meere hinaus. Sie vertrauen sich dir mit ihren kleinen Schiffen an, die du von Kontinent zu Kontinent tragen kannst. Doch wie sollen wir wissen, wie groß deine Energie wirklich ist? Keiner von uns kennt deine Tiefen wirklich. Ganz anders hingegen bin ich“, sprach Poseidon. Seine Rosse ließen ein kräftiges Schnauben hören und ihre Schwanzflossen, mit denen sie mit unglaublicher Geschwindigkeit durch das Meer schwimmen konnten, platschten donnernd auf den harten Fels des Olympos.

„Meine Kraft ist so groß, dass meine Wellen auch die höchsten Küsten zerschlagen können, wenn ich es will. Und ich kann Welle auf Welle an die Küsten schleudern. Daher wisst, meine Energie ist unbegrenzt und ich werde niemals müde. Wehe dem Schiffer, der sich in meine Wellen wagt und mir kein Opfer dargebracht hat. Mehr noch, als Gott des Küstenmeeres herrsche ich auch über Ebbe und Flut, die auch die Gezeiten genannt werden. Wenn ich die Flut steigen lasse, dann hebe ich das Gewicht wie von einem Gebirge an. Und deshalb herrsche ich über gewaltige Energien: Der Energie der Wellen und der Energie der Gezeiten!

Wie um seine Energie zu zeigen, richtete Poseidon seinen Dreizack auf das Küstenmeer und eine mächtige Welle baute sich auf. Mit weißen Schaumkronen stürzte die Welle der Küste entgegen. Doch Zeus packte unvermittelt den Dreizack des Poseidon und befahl ihm einzuhalten: „Mäßige dich unverzüglich, Poseidon. Wenn du weiterhin das Meer an die Küsten brausen lässt, werden die Menschen unter deiner Energie leiden. Sie haben dir nichts getan, also lasse die Menschen in Frieden weiterleben.“ Sofort senkte Poseidon seinen Dreizack und auch die Welle senkte sich wieder, denn der Kraft des Zeus konnte sich Poseidon nicht entgegenstellen.

Nun war es an Selene, der Göttin des Mondes, sich zu erheben. Sanft hob sie die Stimme, in der doch ein wenig Zorn anklang. „So, so, Meerergott Poseidon, du bist also auch der Gott der Gezeiten, wenn du Ebbe und Flut fließen lässt. Aber du sagst nicht die ganze Wahrheit, wie es auch schon der Flussgott Acheloos nicht getan hat. Denn genauso wie unsere Erdgöttin Gaia den Dingen Gewicht gibt und sie in die Tiefe fallen lässt, so wirke ich gegen die Kraft unserer aller Mutter Erde. Genau wie Gaia die Dinge anzieht, so ziehe auch ich alle Dinge an. Wir beide zerren an den Dingen. Unsere Erdgöttin Gaia ist sicher viel stärker als ich, aber ich bin stark genug, um das Wasser der Meere zu mir hinzuziehen. Wir beide sind es, die zusammen Ebbe und Flut erzeugen und deshalb herrschen die Erdgöttin und ich zusammen über die Gezeiten.“

Jetzt war es an Aiolos, dem Windgott, aufzubrausen. Schon bei der Rede des Flussgottes Acheloos hatte er sich in die Lüfte erhoben, doch wagte er nicht, einen Streit anzufangen. Dabei kannte ihn jeder Gott als unbeherrscht und jähzornig. „Acheloos und Poseidon, ihr seid beide Lügner! Es mag sein, dass Poseidon, Gott der Küstenmeere, manchmal die Erde in den Meeren erschüttert. Auch mag es sein, dass Poseidon eine hohe Welle aufschäumen lässt. Doch nicht Poseidon ist es, der die Wellen über die Meere reiten lässt, sondern ich bin es, der Gott der Winde. Meine Kraft ist es, die ein wenig Wasser vor sich herschiebt, wenn ich sanft über die Meere streiche. Meine Kraft ist es, welche die Wellen hoch auftürmt, wenn ich wütend und mit aller Kraft über die Meere brause. Aber mehr noch, ich kann auch über die Küsten hinaus über die Länder brausen. Nicht Wald und Berge halten mich, wenn ich es will. Mag ein Baum seine Wurzeln noch so tief in das Reich der Erdgöttin Gaia verankern, ich kann ihn herausreißen, wenn ich will. Dies wissen die Menschen und fürchten mich deshalb. Aber sie freuen sich auch über meine Kraft, denn mit ihren Mühlen mahlen sie ihr Mehl, wenn ich durch die Windflügel brause. Aber auch du, Flussgott Acheloos, hast nicht die Wahrheit gesagt. Woher kommt dein



10. Odysseus und der goldene Apfel

Wasser in den Bergen? Du magst es von den Höhen in die Meere fließen lassen. Doch wenn ich nicht den Regen in die Berge bringen würde, dann würdest du nur ein kümmerliches Bächlein in einem staubigen Bett sein. Weder der Flussgott Acheloos noch der Gott des Küstenmeeres Poseidon hat den Apfel verdient, sondern ich, der Gott der Winde muss ihn erhalten.“

Brausend stürmte Aiolos in den Himmel und rings um den Berg Olymp, dem Wohnsitz der Götter, türmten sich schwarze Wolken auf. Regen floss in Strömen über den Berg und ganz Griechenland hinweg. Donner hallte zwischen den Bergen und Blitze zuckten in den Wolken. Und mit einem lauten Knall schoss einer der Blitze in den Palast des Flussgottes Acheloos, der am Fuße des Olymps stand. Er spaltete die große Kuppel von Acheloos Palast. Mehr noch: Der Blitz schlug in den großen Saal unter der Kuppel und zerschlug den Thron aus wasserblauem Edelstein.

Dies erboste den Flussgott Acheloos und seine Geschwister so sehr, dass sich unter der Schneedecke des Olymps unvermittelt ein Sturzbach erhob. Rumpelnd und krachend rutschten Unmengen von Schnee, Wasser, Schlamm und Gestein an den Hängen des Olymps hinab und stürzten auf den Palast des Windgottes Aiolos zu. Vor Entsetzen gelähmt starrte der Windgott auf seinen Palast. So schnell wie Wasser und Gestein den Hang hinunterstürzte, so schnell wurde auch der Palast des Windgottes Aiolos mitgerissen. Außer sich vor Wut stürzte sich Aiolos mit tosendem Gebrüll auf den Flussgott. Erbst erhob Zeus seine Arme und ließ helle Blitze an Aiolos und Acheloos vorbeizucken. Ihm war nicht wohl bei dem Streit, denn nicht nur er konnte Blitze aus seinen Wolken schleudern. Auch Aiolos konnte Blitze schleudern, wenn sich die Sturmwolken elektrisch geladen hatten.

„Haltet unverzüglich ein“, donnerte Zeus dem brausenden Windgott und dem schäumenden Flussgott zu. „Nur ich darf aus dem Sturme heraus Blitze schleudern. Nur ich bin es, der mit Donner die Berge erschüttern darf. Nur wenn ich es will, erhebst du, Aiolos, dich zu einem Ungewitter. Nur wenn ich es will, vernichtest du, Acheloos, ein Tal oder eine Stadt. Wenn ihr euch nicht unverzüglich zügelt, werde ich dich, Aiolos, in eine Höhle einsperren. Dort wirst du mit einer Harfe spielen. Und auch dich, Acheloos, werde ich in dieselbe Höhle einsperren, wo du steinerne Säulen bauen kannst.“

Sofort mäßigten sich der Windgott Aiolos und der Flussgott Acheloos. Aber alle Götter auf dem Olymp wussten, dass die beiden noch lange Zeit streiten würden. Erleichtert über die einkehrende Ruhe richtete sich der Blick des Zeus auf seine Götterschar. „Wer von euch will sich als Nächster um den strahlenden Apfel bewerben? Gaia, du hast zwar Acheloos gescholten, aber du hast noch nicht zu Ende gesprochen. Setze doch deine Rede nun fort.“

Gaia, die Göttin der Erde, war eine uralte Göttin, die nach dem Beginn des Kosmos geboren worden war. Sie war älter als Zeus und älter als die Titanen, die vor Zeus die Welt regiert hatten. Sie hatte schon so viel gesehen und so viel erlebt, dass sie sich nur selten mit den jüngeren Göttern stritt.

„Du sagst es, Zeus“, sprach sie, „aber ich bin nicht mehr so ungestüm, wie ich es in meiner Jugend war. Lange ist es her, da war ich voller Energie und bestand nur aus geschmolzenem Gestein. Doch die Zeit verging, das Gestein an meiner Oberfläche kühlte sich ab und wurde zum festen Fels. Erst dann konnte sich Leben auf mir entwickeln. Trotzdem bestehe ich unter der Oberfläche der Erde noch aus flüssigem und heißem Gestein. Im Innern bin ich so heiß, dass



10. Odysseus und der goldene Apfel

all eure Schwerter und Rüstungen schmelzen würden. Warum könnt ihr in den heißen Quellen am Fuße des Olymps baden? Woher kommt die glühende Lava, die aus meinen Vulkanen strömt? Sie kommt aus meinem Innern, und die Wärme in mir ist Energie. Ich will den Flussgott Acheloos, den Gott des Küstenmeeres Poseidon, den Windgott Aiolos und den Gott des Weltmeeres Okeanos nicht belehren. Aber meine Kraft, die alle Dinge anzieht, erzeugt Energie. Und in mir ist Wärmeenergie in einer unvorstellbaren Menge.“

Die angesprochenen Götter schwiegen betreten, denn was die Erdgöttin Gaia sprach, war wahr. Und in die Stille hinein sprach leise Demeter, die Schwester des Zeus, die auch Göttin der Saat und des fruchtbaren Feldes war.

„Ich will für mich nicht in Anspruch nehmen, die Göttin zu sein, die über die meiste Energie gebietet. Doch ohne mein Wirken gäbe es kein Leben auf der Erde und auch wir könnten uns nicht satt essen. Ich lasse die Pflanzen wachsen, und die Tiere fressen die Pflanzen. Nur wenn die Menschen zu essen haben, können sie leben, denn alle Pflanzen und auch Tiere enthalten Energie. Wenn die Tiere nicht die Energie in den Pflanzen zu sich nehmen, können sie nicht leben. Wenn die Menschen nicht die Energie aus Früchten und Körnern, aus Fisch und Fleisch zu sich nehmen, können sie nicht leben. Alles was lebt, enthält Energie, die auch Bioenergie genannt wird. Doch bevor ihr mich zurechtweist, gestehe ich, dass dies nicht allein mein Werk ist. Aus dem Fluss des Gottes Acheloos und aus dem Weltmeer des Okeanos steigt das Wasser in die Luft und wird zu Wolken. Der Windgott Aiolos bläst die Wolken über das Land und lässt es regnen. Ohne die Erde der Erdgöttin Gaia könnten die Pflanzen nicht wachsen. Doch auch dies ist noch nicht ausreichend. Und so verbeuge ich mich vor dem Gott, der über mehr Energie als wir alle gebietet.“

Helios, der Sonnengott, folgte der Aufforderung der Demeter und trat in den Kreis der Götter. Helios war der Bruder von Selene, der Mondgöttin, und wie Zeus und Demeter ein Kind der Titanen, die vor Zeus über den Kosmos geherrscht hatten. Mit seinem Sonnenwagen zog er jeden Tag über die Erde und ließ es Tag werden. Er war sicher gleichstark wie Zeus, ganz genau wusste man es nicht, denn er kam nur selten auf den Olymp. Die Götter fürchteten ihn, denn die Sonnenstrahlen seines Wagens verbrannten alles, was ihnen zu nahe kam. Nur wenn sie großen Abstand zum Sonnenwagen hielten, waren sie sicher. Doch nun war die Sonne untergegangen, denn Helios hatte seinen Sonnenwagen jenseits des Mondes abgestellt.

„Ich danke dir für deine freundlichen Worte, Demeter“, sprach der Sonnengott. „Auch wenn viele in dieser Runde älter sind als ich, so bin ich ein Sohn der Titanen. Mir ist es aufgetragen, das Licht in die Welt zu tragen. Fernab des Berges Olymps und der Menschen Stätte und Dörfer ziehe ich meine Bahnen. Wenn mein Sonnenwagen euch zu nahe käme, würde euch kein Schild und keine Rüstung helfen. Verbrennen würdet ihr wie ein Baum in einem Feuersturm. Ich bin das Licht, das die Pflanzen der Göttin Demeter wachsen lässt. Mein Licht ist die Wärme in allen Jahreszeiten. Wenn meine Strahlen auf die Erde fallen, erwärmen sie Stein und Wasser und Luft. Ich bin der Grund, warum der Windgott Aiolos soviel Energie hat, denn ich erzeuge den Wind, den er bändigt. Ich bin der Grund, warum der Gott des Küstenmeeres Poseidon auf den Wellen reiten kann, denn meine Wärme wird zu Wind und der Wind erzeugt die Wellen. Ich bin auch ein Grund, warum der Flussgott Acheloos mit Macht von den Bergen stürzen kann. Denn ich bin es, der das Wasser der Meere, Seen und Flüsse in die Höhe steigen lässt, wo es Wolken bildet und die der Windgott Aiolos über das Land wehen und regnen lässt.“



10. Odysseus und der goldene Apfel

Und dies tue ich Tag für Tag, seitdem ich geboren wurde. Nun ist es an dir, Zeus, zu entscheiden. Wer hat deiner Meinung nach den Apfel verdient?“

Zeus lehnte sich behaglich auf seinem Thron zurück und der Adler auf seiner Schulter fächelte ihm kühle Luft zu. Lange saß er dort und schaute über seine Götterschar, bis er sprach.

„Wahrlich, ihr habt gut gestritten und gut geredet. Ihr alle seid kraftvoll und ihr herrscht über große Energien. Der Windgott Aiolos vermag die Windenergie zu nutzen. Der Flussgott Acheloos ist die Wasserkraft, und in ihr steckt sehr viel Energie. Der Gott des Küstenmeeres Poseidon herrscht über die Wellenenergie, die aber doch vom Windgott Aiolos stammt. Im Weltenmeer des Okeanos sind die Meeresströmungen, deren Energie größer ist als die Energie des Flussgottes Acheloos. Ohne Demeter und ihre Pflanzen gäbe es keine Bioenergie und wir würden verhungern. Doch all dies wäre nicht möglich, wenn der Sonnengott Helios uns nicht seit Anbeginn der Zeiten sein Sonnenlicht schenken würde. Aus ihm schöpfen wir unsere Kraft und er lässt mit seiner Energie den Wind wehen und alles Wasser fließen. Und neben dem Sonnengott Helios stehen die Erdgöttin Gaia mit ihrer Wärmeenergie in der Tiefe ihres Leibes und Selene. Die Mondgöttin Selene ist es, die zusammen mit Gaia zusammen die Energie der Gezeiten erzeugt. So seid ihr drei, die Sonne, die Erde und der Mond die ursprüngliche Quelle unserer Energie. Einem von euch dreien kommt das Geschenk des Odysseus zu.“

Zeus schaute auf Selene, die Göttin des Mondes, auf Gaia, die Göttin der Erde und auf Helios, den Sonnengott. „Selene, auch wenn du die Meere mit den Gezeiten heben kannst, so ist ihre Energie doch um ein Vielfaches kleiner als die Energie des glühenden Kerns von Gaia. Die Energie unserer Mutter Erde würde alle Wasser verdampfen lassen, wenn sie es zulassen würde, dass alles flüssige Gestein in die Meere fließen würde. Aber auch du, Gaia, bist um ein Vielfaches kleiner als die Sonne. Die Energie von Helios ist so groß, um auch dein Gestein verdampfen zu lassen, wenn er seine Energie nicht bändigen würde. So hört meinen Entschluss. Dieser strahlende Apfel kommt dem Sonnengott Helios zu. Aus ihm schöpfen wir unsere Energie und seine Energie ist die Größte in unserer Welt.“

Vergnügt wandte sich Odysseus von den Göttern ab und schritt den Olymp hinab. Eigentlich war es ihm egal, wer den Apfel bekommen hatte. Lächelnd schaute er auf den Palast des Aiolos, von dem nur noch ein paar hohe Wände aus dem Schlamm und Geröll ragten. „Was sind das nur für Götter, die sich um ein Schmuckstück balgen?“, fragte er sich und hoffte, dass Zeus seine List nicht erkennen würde.



Weiterführende Literatur

Scharp, Michael (2009, Hisg): Die Erlebniswelt Erneuerbare Energien – powerado. Endbericht Band 1 und Band 2. Berlin: Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung.

Scharp, Michael; Behringer, Rolf (2007b): Materialien erneuerbare Energien für die Primarstufe – Erneuerbare Energien und nicht-erneuerbare Energien im Überblick. Berlin: Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung.

Scharp, Michael; Behringer, Rolf (2007d): Materialien erneuerbare Energien für die Primarstufe – Solarenergie, Sonnenwärme und Fotovoltaik. Berlin: Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung.

Scharp, Michael; Dinziol, Martin (2007a): Materialien erneuerbare Energien für die Primarstufe – Energie und mit Energie leben. Berlin: Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung.

Scharp, Michael; Hartmann, Uwe (2007e): Materialien erneuerbare Energien für die Primarstufe – Bioenergie und Geothermie. Berlin: Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung.

Scharp, Michael; Janssen, Sigrid (2007f): Materialien erneuerbare Energien für die Primarstufe – Klimawandel und Energie sparen. Berlin: Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung.

Scharp, Michael; Schmidthals, Malte (2007c): Materialien erneuerbare Energien für die Primarstufe – Wasserkraft und Windenergie. Berlin: Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung.

Scharp, Michael; Schmidthals, Malte; Hartmann, Uwe (2007g): Materialien erneuerbare Energien für die Primarstufe – Hintergrundmaterialien erneuerbare Energien und nicht-erneuerbare Energien. Berlin: Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung.

Literatur zum Modul „Märchenhafte Energie“

Scharp, Michael; Russler, Steffen; Handrick, Merlin (2008b): Märchenhafte Energie – Märchen, Geschichten und Erzählungen. Ergebnisbericht PME2. Berlin: Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung.

Scharp, Michael (2008b): Märchenhafte Energie – Begleitmaterialien: Texte für Kinder. Ergebnisbericht PME3. Berlin: Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung.

Scharp, Michael (2008d): Märchenhafte Energie – Weitere Märchen. Ergebnisbericht PME4. Berlin: Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung.

Scharp, Michael; Russler, Steffen; Schmidthals, Malte (2008): Märchenhafte Energie – Begleitmaterialien: Pädagogische Hinweise. Ergebnisbericht PME5. Berlin: Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung.

Russler, Steffen (2008): Evaluation der Märchen. Ergebnisbericht PME6. Magdeburg: Universität Magdeburg.

Scharp, Michael; Russler, Steffen; Handrick, Merlin (2008c): Märchenhafte Energie – Märchen, Geschichten und Erzählungen. Broschüre BME. Bonn: iserundschmidt.



Notizen



GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Umwelt, Naturschutz
und Reaktorsicherheit



IZT

